

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Eingetragene Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Einzelgenossenschaft: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 27 558. Fernsprecher: Dönhofs 202 bis 207

Hugenbergs Pleite.

93 000 statt 436 000 bei der Fürstenabfindung.

Am Sonnabend zeichneten sich in Berlin 14 277 Personen ein, das bedeutet im Vergleich zu den Zeichnungen an den Vortagen einen weiteren Rückgang an Zeichnungen. Am Sonntag nahmen die Zeichnungen zu, aber es zeichneten sich nur 25 834 Personen ein. Das ist im Vergleich zu den früheren Volksbegehren eine geradezu katastrophale Ziffer. Bei dem Volksbegehren gegen die Fürstenabfindung hatten sich in den ersten fünf Tagen 436 534 Personen eingetragen (am ersten Sonntag allein 164 852), bei dem kommunistischen Panzerkreuzerbegehren wurden rund 75 000 (Sonntag rund 37 000) Eintragungen gezählt. Die Hugenberger haben es in diesen gleichen fünf Tagen erst auf 93 829 Stimmen gebracht!

In den einzelnen Berliner Bezirken gestalteten sich die Zeichnungen an den beiden letzten Tagen folgendermaßen:

| | 19. 10. | 20. 10. |
|--------------------------|---------|---------|
| 1. Mitte | 881 | 1 739 |
| 2. Tiergarten | 1 353 | 2 071 |
| 3. Wedding | 655 | 1 010 |
| 4. Prenzlauer Berg | 836 | 1 550 |
| 5. Friedrichshain | 624 | 1 200 |
| 6. Kreuzberg | 1 318 | 2 454 |
| 7. Charlottenburg | 1 530 | 2 990 |
| 8. Spandau | 277 | 466 |
| 9. Wilmersdorf | 1 204 | 2 167 |
| 10. Zehlendorf | 253 | 489 |
| 11. Schöneberg | 1 456 | 2 603 |
| 12. Steglitz | 1 121 | 2 034 |
| 13. Tempelhof | 310 | 587 |
| 14. Neukölln | 502 | 860 |
| 15. Treptow | 288 | 438 |
| 16. Köpenick | 290 | 376 |
| 17. Lichtenberg | 452 | 983 |
| 18. Weissensee | 120 | 350 |
| 19. Pantow | 425 | 830 |
| 20. Reinickendorf | 282 | 583 |
| | 14 277 | 25 834 |

Dortmund, 21. Oktober. (Eigenbericht.)

In Dortmund besaßen sich bei einer Gesamteinwohnerzahl von 455 350 Einwohnern am Sonntagabend erst 404 Namen in den Eintragungslisten für das Hugenberg-Begehren. In Barop, einer großen Vorortgemeinde Dortmunds, mit vorwiegend Arbeiterbevölkerung, ist für das Volksbegehren bisher nicht eine einzige Stimmeneinzeichnung erfolgt.

Gegen das Inflationsbegehren.

Breslau, 21. Oktober. (Eigenbericht.)

In einer von der Sozialdemokratischen Partei veranstalteten Versammlung im Zirkus Busch sprachen am Sonntag Bürgermeister Wache und Parteisekretär Krum gegen Landesverrat und neue Inflation. Der volle, fast 6000 Personen fassende Raum war bereits zu Beginn überfüllt, so daß die Polizei Absperrungen vornehmen mußte. In einer Parallelversammlung nahmen trotz des Regens noch über 1000 Personen teil.

Staatsgerichtshof soll entscheiden.

Dienstag Termin über den Hugenberg-Antrag.

Leipzig, 21. Oktober.

In der verfassungsrrechtlichen Streitfrage der deutschnationalen Fraktion im Preussischen Landtag gegen das Land Preußen wegen des Verbots der Teilnahme der Beamten am Volksbegehren hat der Reichsgerichtspräsident als Vorsitzender des Staatsgerichtshofes für das Deutsche Reich mündliche Verhandlung über den Antrag auf Erlass einer einstweiligen Verfügung und eventuell zur Hauptsache auf Dienstag, den 22. Oktober, um 10½ Uhr vormittags anberaumt.

Der französische kommunistische Parteivorstand schloß am Sonntag den Bürgermeister von Clignacourt, der kommunistischen Hochburg vor den Toren von Paris, und 18 Mitglieder des kommunistischen Gemeinderates aus der Organisation aus.

Der erste Eintragungssonntag.



„Das nenn' ich mir national-christliche Leute: die stören wenigstens unsere Sonntagsruhe nicht.“

Linksruß im Senat.

Paris, 21. Oktober. (Eigenbericht.)

Die am Sonntag stattgefundenen Senatswahlen haben einen aufsehenerregenden Sieg der Linksparteien ergeben, der von allen Blättern, mit Ausnahme der reaktionären, in seiner Bedeutung voll gewürdigt wird. Die 98 vakant gewordenen Senatsitze verteilten sich nach den Ergebnissen der Stichwahlen auf die einzelnen Parteien wie folgt: Republikanische Union (Rechter Flügel der Kammer) 18 Sitze (6 Verluste), Demokratisch-radikale Union (Mittelpartei) 8 Sitze (2 Gewinne), Republikanische Linke (Mittelpartei) 6 Sitze (unverändert), Demokratische Linke (Senatsfraktion der radikalen Partei) 59 Sitze (3 Gewinne), Sozialisten 3 Sitze (1 Gewinn). Es haben somit die Rechtsparteien nicht weniger als sechs Sitze eingebüßt, von denen drei den Radikalen, einer den Sozialisten und zwei den Mittelparteien zugute kommen.

An den Einzelergebnissen ist bemerkenswert die Wiederwahl gleich im ersten Wahlgang des Senatspräsidenten Doumer und des Finanzministers Chéron, während der Minister für die Pensionen, Antierot, nach heftigen Kampf im dritten Wahlgang seinem radikalen Gegenkandidaten unterlag. Aufsehenerregende Niederlagen erlitten ebenso der gewesene Finanzminister Marcelle sowie der Bürgermeister von Marseille. Der autonomistische Kandidat Abbé Hâggy unterlag nach erbittertem Kampf gegen seinen katholischen Gegenkandidaten Dr. Pfleger, der mit Hilfe der sozialistischen Stimmen im dritten Wahlgang den Sieg erringen konnte.

Der Parteitag der Ausgeschlossenen

Konferenz der Bendler-Opposition.

Weimar, 21. Oktober. (Eigenbericht.)

Am Sonnabend und Sonntag tagte hier die Reichskonferenz der kommunistischen Brandler-Opposition. Beteiligt waren die kommunistischen Oppositionsrichtungen der Tschechoslowakei, Österreichs, Amerikas und Norwegens. In seiner Eröffnungsrede führte Brandler aus, die Opposition sei auf die arbeiterfeindlichen Beschlüsse des vierten Kongresses der roten Gewerkschafts-Internationale zurückzuführen. Der Einfluß der KPD in den Gewerkschaften sei inzwischen auf einen nie dagewesenen Tiefstand gesunken. An Stelle von Parteidisziplin sei Kadavergehörigkeit und übler Klientelkampf getreten. Die Berliner Ergebnisse zeigten am besten, wie notwendig die Säuberung der KPD von der Korruption sei.

Aus den Reihen der ausländischen Delegierten verdienen die Erklärungen des Tschechen festgehalten zu werden, wonach die tschechische Sozialdemokratie bei den bevorstehenden Wahlen einen großen Zuwachs erhalten werde. Der Vertreter der kommunistischen Bewegung in Elsch-Lothringen stellte fest, daß die französische kommunistische Partei inzwischen zu einer Sekte geworden sei. Von ihren 27 000 Mitgliedern in der Blüteperiode besitze sie heute höchstens noch 9000 bis 10 000. Der kommunistische Gewerkschaftsbund habe in letzter Zeit ebenfalls annähernd 100 000 Mitglieder verloren.

Aus dem organisatorischen Bericht war zu entnehmen, daß die Brandler-Gruppe augenblicklich 5000 ausgeschlossene Kommunisten umfaßt. Im Anschluß an diesen Bericht sprach der Führer der Breslauer Brandlerianer zu dem Volksbegehren, das selbstverständlich abzulehnen sei. Daß sich der Faschismus so weit normieren könne, liege zum großen Teil an der fehlerhaften Politik der KPD. Diese Partei führe keinen politischen Kampf gegen den Faschismus und reduziere die Bekämpfung der faschistischen Gefahr auf die Organisation eigener Bünde. Ihre Lösung „schlägt die Faschisten, wo ihr sie trifft“, schaffe erst die psychologische Voraussetzung für den Faschismus und diene so seiner Stärkung. Notwendig sei, mit der Fraktionsarbeit in den Gewerkschaften und anderen Massenorganisationen wieder zu beginnen. Die dank der Parteikämpfe innerhalb der KPD. zerfallenen Fraktionen müßten wieder aufgebaut werden.

In der Diskussion zeigte ein Berliner Oppositioneller an Hand der Ruhrlegerorganisation die Unfähigkeit der Kommunisten zur Führung gewerkschaftlicher Kämpfe. Der thüringische Landtagsabgeordnete Litzel erklärte, davon überzeugt zu sein, daß die

sozialdemokratischen Arbeiter den Kampf gegen den Faschismus führen werden. Im übrigen zeigte die Diskussion, daß der Zerlegungsprozeß innerhalb der Opposition ebenfalls Fortschritte macht.

In seinem Hauptreferat befaßte sich Brandler mit dem Verhältnis zu der offiziellen kommunistischen Richtung. Ausgangspunkt kommunistischer Arbeit in Westeuropa sei die Loslösung von der russischen Vorherrschaft in der kommunistischen Internationale. Die Opposition sei sich bewußt, daß zwischen der Sozialdemokratie und der kommunistischen Partei keine dritte politische Richtung möglich wäre. Die Opposition erkläre ebenso klar, daß sie für Kompromisse und Bündnisse mit der Sozialdemokratie sei.

In der Diskussion gab Thalheimer der Hoffnung auf die Eroberung der kommunistischen Partei Ausdruck, während Hausen-Breslau — wenn auch äußerst vorsichtig — die Proklamierung einer neuen Partei forderte.

Afghanische Königsfinten.

Habibullah ließ Amanullahs Bruder und Stiefbruder umbringen.

London, 21. Oktober.

Eine grausige Entdeckung wurde in der Zitadelle von Kabul, in die sich der frühere Machthaber von Kabul, Habibulla, während der letzten Tage vor seiner Herrschaft geflüchtet hatte, durch die Truppen des neuen afghanischen Königs Nadir Khan gemacht. Wie der Korrespondent des „Daily Telegraph“ mitteilt, sind in einem verschlossenen Raum der Zitadelle die Leichen von sechs Afghanen gefunden worden, die außerordentlich verstümmelt waren. Es ist bisher gelungen, drei Leichen zu identifizieren. Es handelt sich danach um einen Bruder und einen Halbbruder des früheren Königs Amanullah, sowie um den früheren Gouverneur von Kandahar, Ruhamed Usman, der in Afghanistan großen Einfluß besaß. Die drei übrigen Leichen konnten bisher noch nicht identifiziert werden. Anscheinend handelt es sich um einen Nachbarn Habibullahs vor seiner Flucht aus der Zitadelle.

Keine Gehaltskürzung in Japan. Das Kabinett hat die beabsichtigte Kürzung der Beamtengehälter wegen der geschlossenen Arbeitsfront aller Staatsangestellten aufgegeben.

Mit 169 Personen in der Luft.

Rekordleistung des Großflugschiffes Do X.

Altenrhein, 21. Oktober.

Das Großflugschiff Do. X ist entgegen der gestern geäußerten Ansicht der Dornier-Werke, eine stabile Wetterlage für den Rekordflug abzuwarten, heute vormittag 11,15 Uhr, die augenblickliche Aufklärung ausnützend, überraschend gestartet. Am Nord-Ende befinden sich 150 Fluggeräte und 19 Mann Besatzung.

Nach fast einstündigem Flug landet Do. X um 17,07 Uhr vor der Werft Altenrhein. Es wurde der ganze Bodensee in der Runde besungen. Rohrschach, Alton, Kreuzlingen, Konstanz, Meersburg, Friedrichshafen, Lindau, Bregenz. Mit dieser Leistung hat Do. X alle bisherigen Rekorde in der Beförderung von Personen durch die Luft gebrochen.

Die Motoren wurden in kurzer Zeit angelassen und um 11,15 Uhr erhob sich unter großer Begeisterung der Anwesenden und Zuschauer das majestätische Flugschiff mit einer bisher noch nie in der Geschichte der Luftfahrt beförderten Personenzahl von 19 Mann Besatzung und 150 Passagieren in die Luft. In sicherem Flug zog das neueste Wunderwerk der Technik seine Kreise über dem Bodensee, der vom Sonnenschein überstrahlt wurde. Nach längerem Flug, der unter dem Kommando des Dornier-Chefpiloten Wagner und des Flugkapitäns Metz von der Luftsanität erfolgte, wurde wieder auf das Wasser heruntergelassen.

Der Bootkörper setzte glatt auf dem See auf, so daß die Landung von den Passagieren kaum gespürt wurde. Die zahlreichen Teilnehmer waren von dem Flug überaus begeistert, besonders die große Zahl der mitfliegenden Wertangehörigen, die an dieser letzten Schöpfung Dr. Dorniers mitgearbeitet haben. Es zeigte sich, daß das Flugschiff „Do. X“ seine Belastungsprobe glänzend bestanden hat.

Räuber in der U-Bahn.

Überfall auf die Stationstasse Sophie-Charlotte-Platz.

Durch das unkluge Verhalten einer Fahrkartenverkäuferin wurde in der vergangenen Nacht ein räuberischer Plan auf die Stationstasse der U-Bahn am Sophie-Charlotte-Platz in Charlottenburg verübt. Die Täter hatten einen Wächter gefesselt und versucht, die Schalterbeamten aus ihrem Raum herauszulockern. Das Mädchen schloß aber Verdacht und gab Alarmzeichen. Die Täter flüchteten darauf ohne Beute und entkamen.

Der 39 Jahre alte Wächter A. Kain hatte in der Nacht auf dem Untergrundbahnhof Dienst. Gegen 3 Uhr befand er sich gerade in einer dunklen Ecke, als er plötzlich von drei Männern gepackt wurde. Er hat sie nicht kommen hören, sie trugen alle wahrscheinlich Schuhe mit Gummisohlen. Sie schleppten ihn zu einer Bank und fesselten seinen Oberkörper an die Lehne. Durch Bedrohungen mit Schußwaffen zwangen sie ihn, sich ruhig zu verhalten. Während zwei Männer bei ihm stehen blieben, ging der dritte nach dem Fahrkartenschalter und klopfte an. Der Verkäuferin, der 23 Jahre alten Margarete Sante, rief er durch die Tür zu: „Frau Sante, Sie möchten ans Telefon kommen.“ Die Verkäuferin, die Nachtwache hatte und mußte, daß alles bereits geschehen war, schloß sofort Verdacht, um so mehr, als sich in ihrem Raum ein Fernsprecher befindet. Sie weigerte sich herauszukommen, sah durchs Schlüsselloch und erblickte vor der Tür einen breitschultrigen Mann, der eine Schirmmütze und einen blauen Sweater trug. Er war ihr unbekannt und sie setzte jetzt die Alarmglocke in Bewegung. Der Käufer ließ jetzt zu seinen Komplizen zurück und alle drei verschwanden so schnell wie sie gekommen waren. Dem Wächter gelang es, sich zu befreien. Inzwischen war das Überfallkommando erschienen, aber von den Räubern war keine Spur mehr zu finden. Wie sie entkämpft sind, hat sich noch nicht feststellen lassen. Eingestiegen sind sie wahrscheinlich durch einen Notausgang, der sich vor dem Hause Kaiserdamm 40 befindet. Hier war das Schutzhüter auf dem Bürgersteig mit Gewalt aufgerissen.

Wie der Wächter beunruhigt, folgte der eine der Täter, der bei ihm stehen blieb, er habe eben erst 5 Jahre „abgemacht“ und brauche Geld. Seiner Ausdrucksweise nach schien er ein Bager zu sein.

Um die Freiheit der Meere.

England gibt Durchsuchungsrecht auf — Amerika liefert Angreifer nicht.

London, 21. Oktober.

Der Sonderkorrespondent der „Sunday Times“ in Ottawa meldet, Präsident Hoover und Macdonald hoffen, daß noch vor Ende des Jahres, also noch vor der Fünfmächtekonferenz, die alle Streitfrage über die Rechte der Kriegführenden oder die Freiheit der Meere zwischen beiden Ländern geregelt sein wird. Es handle sich um eine Formel, die besagen würde, daß Großbritannien auf das Recht der Durchsuchung neutraler Schiffe verzichtet, und daß die Vereinigten Staaten sich verpflichten, einem angreifenden Staat keine Waren zu liefern, wobei allerdings Washington allein darüber zu entscheiden hätte, ob der Staat der Angreifer ist.

China vor neuem Umsturz.

Die Regierungstruppen zurückgeschlagen.

Peking, 21. Oktober.

Das chinesische Kriegsministerium teilt mit, daß nach 27stündigem Kampf zwischen den Truppen Tschangschichs und denen Fungs die Regierungstruppen gezwungen waren, Tschangschich, das zwischen Hankow und Tientsin liegt, zu räumen. Tschangschich wurde am Sonnabend von den Truppen Fungs besetzt. Die chinesischen Regierungstruppen haben mit der Räumung Hankows begonnen.

Leipart außer Gefahr.

Das Befinden des Genossen Theodor Leipart hat sich jetzt erfreulicherweise so weit gebessert, daß keine unmittelbare Lebensgefahr mehr besteht. — Wie der behandelnde Arzt, Professor Tribram aus dem Hildegard-Krankenhaus, mittelteil, hätte die völlige Wiederherstellung des Patienten, vorausgesetzt, daß Komplikationen nicht hinzukämen, bei dem Alter Leiparts längere Zeit in Anspruch nehmen.

Berliner Notar geflüchtet.

Abschiedsbriefe nach eingestandenem Unterschlagungen.

Seit einigen Tagen ist der Rechtsanwalt und Notar Dr. Siegfried Kron, Kaiser-Wilhelm-Straße 46, mit seiner Frau aus Berlin verschwunden. Nach hinterlassenen Briefen trägt sich Dr. Kron mit der Absicht, sich außerhalb Berlins das Leben zu nehmen.

Am Sonnabendabend wurde bei der Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet, daß sich Dr. Kron nach eigenem Geständnis größerer Unterschlagungen im Amt und außerhalb seiner Praxis schuldig gemacht habe. Die Höhe der Veruntreuungen steht noch nicht fest, ebensowenig, in welcher Richtung sie sich bewegen. Dr. Kron hatte ein großes Bureau, das 7 Räume umfaßt und in dem 8 Angestellte tätig sind, im zweiten Stock des Hauses Kaiser-Wilhelm-Straße 46. Seit zwei Jahren unterhielt er eine Bureaugemeinschaft mit dem Rechtsanwalt am Kammergericht Dr. Badrian. Dr. Badrian betreibt seine Praxis. Er hat den Notar nur selten im Bureau gesehen, zum letztenmal am Freitag, dem 11. Oktober. Die Tätigkeit des Dr. Kron war vielfältig, er war Strafverteidiger, Notar und bearbeitete außerdem Fälle der freiwilligen Gerichtsbarkeit wie Pflegschaften und Vormundschaften. Am vergangenen Mittwoch übergab Dr. Kron seiner Schwester, die in seinem Bureau auch tätig ist, einen größeren Brief mit der Weisung, ihn am Sonnabend zu öffnen, falls er bis dahin nicht zurückkomme.

Dieser Brief enthielt außer dem Geständnis der Verfehlungen Abschiedsworte.

Rechtliche Abschiedsbriefe hat der Notar auch an Bekannte gerichtet. Im Einverständnis mit der Staatsanwaltschaft wurden die Büroräume einer kurzen Durchsuchung unterzogen und hierauf vorläufig versiegelt. Dr. Kron bewohnte eine Mietvilla in der Humboldtstraße 33 im Grunewald. Mit seiner Frau lebte er in glücklicher, kinderloser Ehe. Er galt allgemein als sehr solide, noble Passionen waren bei ihm nicht bekannt, er trieb auch keinen gesellschaftlichen Aufwand. Ob Dr. Kron mit der Ubergabe des Briefes und der Weisung, ihn erst am Sonnabend zu öffnen, sich einen Vorsprung zur Flucht sichern wollte, erscheint fraglich. Man neigt vielmehr zu der Ansicht, daß er in der Tat Selbstmord außerhalb Berlins verüben will. Nach einer Recherche wollte er Breslau aufsuchen; dort ist er aber, wie Nachfragen ergeben haben, nicht aufgetaucht.

Die Untersuchung erstreckt sich nunmehr auf die Fragen, wie hoch die Unterschlagungen sind, in welcher Richtung sie sich bewegen und zu welchen Zwecken Dr. Kron das Geld verwendet hat. Es scheint, daß er sich in Börsengeschäfte eingelassen hat, die unglücklich verlaufen sind. Die von der Kriminalpolizei bisher vernommenen Zeugen konnten zur Klärung der Angelegenheit nichts beitragen. Wer irgendwelche Auskünfte, auch über den Aufenthalt des Ehepaares geben kann, wird ersucht, sich an die Staatsanwaltschaft oder an die Kriminalpolizei, Abteilung IV, Dienststelle F. 3, in der Georgenkirchstraße 20a, zu wenden.

Millionenverluste.

Wie wir erfahren, hat Rechtsanwalt Dr. Kron vor seiner Abreise auch ein Schreiben an Rechtsanwalt Dr. Lisberg gerichtet, in dem er ihn bittet, seine Vertretung zu übernehmen. In diesem Schreiben gibt Dr. Kron die Höhe seiner Verbindlichkeiten selbst auf 2 Millionen Mark an und erklärt, daß er in eine sehr erhebliche Verschuldung gekommen sei durch das Vor-

gehen eines Agenten S. Peiser, der früher bei dem Bankgeschäft Riedlich in Berlin tätig war.

Diese Geschäfte wurden in den Jahren 1925 bis 1926 getätigt, als die Bankfirma Gebr. Riedlich hoch im alleinigen Besitz eines Fabrikanten Dinglinger aus Schmalkalden war. Durch Vermittlung des Akquisiteurs Peiser, dem nebenbei in mehreren Gerichtsverhandlungen der § 51 zugestanden worden ist und der zirkulär 23mal den Offenbarungseid geleistet hat, erklärte sich Dr. Kron bereit, der Bankfirma Lombardgelder zu geben, für die er gegen 50prozentige Deckung Effekten bekam. Dr. Kron räumte auch Peiser das Verfügungsrecht über sein Konto ein, und als die Geschäfte außerordentlich verlustreich wurden, wurde diese Vollmacht widerrufen. Es entwickelten sich dann eine Reihe von Zinsprozessen, die schließlich im Jahre 1927 bis 1928 zu einem Vergleich führten, der für die Firma, aber auch anscheinend für Dr. Kron recht verlustreich war. Der jetzige Inhaber des Bankhauses Gebr. Riedlich, Jakob, legt Wert auf die Feststellung, daß diese Transaktionen vor der Übernahme der Bankfirma durch ihn erfolgt sind.

Gefälschte Wechsel.

Eine Wechselaffäre, die bis zu einem gewissen Grade durch die Festnahme des Hauptbeteiligten geklärt ist, beschäftigt seit August d. J. die Kriminalpolizei. In diesem Monat tauchten in Berlin Gerüchte auf, daß von dem Fuhrunternehmer Georg Schulz aus Weiskessee Wechsel im Umlauf seien, die eine Höhe von rund 250 000 Mark erreichen sollten. Da aber festgestellt wurde, daß die Firma überhaupt keine Wechsel ausgibt, so konnte es sich nur um Fälschungen handeln. Nach und nach wurden auch die Leute bekannt, die sich mit den Fälschungen befaßt haben mußten; es wurden bei ihnen aber keine Wechsel gefunden. Jetzt sind alle Beteiligten, soweit man bisher übersehen kann, festgenommen. Als Haupttäter kommt ein 47 Jahre alter Kaufmann Emanuel Michajewitsch in Betracht, der seit 6 Jahren wegen Hochstaperei und Wechsel- und Scheckbetruges von der Kriminalpolizei gesucht wird.

Ins Rollen kam die Angelegenheit dadurch, daß im August ein schwedischer Kaufmann bei einer Berliner Bank einen Wechsel, der angeblich von der Firma Schulz ausgestellt war, diskontieren lassen wollte. Er hatte ihn von Löwenthal erhalten. Dieser hatte ihm erzählt, daß ein Ingenieur Döschwinkler ein neues Krapantent an die Firma Schulz verkauft habe. Er habe in bar 250 000 Mark und die gleiche Summe in Wechseln erhalten. Die Wechsel wolle er nun zu Geld machen. Als die Bank durchblicken ließ, daß sie bei der Firma anfragen werde, sträubte sich Löwenthal mit der Begründung, daß es der Firma peinlich sein würde, da sie die Absicht habe, die ausnahmsweise ausgestellten Wechsel selbst einzulösen. Das Geschäft zerfiel jetzt. Döschwinkler war in Wirklichkeit niemand anders als Michajewitsch. Bei einem zweiten ähnlichen Versuch wurden Heering und Löwenthal festgenommen. Sie bestritten, die Fälscher zu sein und behaupteten, daß Angestellte der Schulz'schen Firma ihre Hand im Spiel haben mußten. Das talen sie nur, um die ganze Sache noch verwirrt zu machen. In der Nacht zu Sonntag wurden nun in der Uhlandstraße Michajewitsch und Hohenstein ebenfalls festgenommen. Eine Durchsuchung der Wohnung des Michajewitsch am Prager Platz ergab wichtiges Beweismaterial. Hier fand man die gefälschten Firmensiegel, die zur Herstellung der Wechsel benutzt worden waren.

Sie flagen über Terror...

und üben ihn selbst, wo sie können!

Krnsvalde, 21. Oktober. (Eigenbericht.)

In der vergangenen Woche berichteten wir über den Aufruf des Landbundes im Kreise Krnsvalde, in dem offen zur gesellschaftlichen und dadurch natürlich auch zur wirtschaftlichen Achtung aller dorer aufgefördert wurde, die sich an dem Hugenbergschen Volksbegehren nicht beteiligen. Wie wir erfahren, ist von republikanischer Seite aus gegen den für den Aufruf Verantwortlichen, den Gutsbesitzer Freiherrn v. B o t h m e r, Anzeige bei der Staatsanwaltschaft wegen Rötigung erstattet worden.

In den Städten und namentlich in den Dörfern der märkischen Kreise Landsberg, Friedeberg, Krnsvalde und Königsberg beherrscht die Reaktion das Feld. Auf dem Lande besteht für die Sozialdemokratie fast keine Möglichkeit, an den Landarbeiterpropagandistisch heranzukommen, da der Druck, der von den Gutsbesitzern mit ihren Inspektoren und Verwaltern ausgeübt wird, zu stark ist.

Auf den Gütern der Neumark sind fast alle Knechte freiwillig oder unfreiwillig Mitglieder des Stahlhelms.

Bekanntlich der eine oder andere zum freigewerkschaftlichen Landarbeiterverband, so hat er die Aussicht, wie es beispielsweise mehreren sozialistisch eingestellten Mitgliedern landwirtschaftlicher Betriebsräte ergangen ist, herausgeschmissen zu werden, und für sich und seine Familie Arbeit und Brot zu verlieren. Führt er eine arbeitsgerichtliche Entscheidung herbei und erhält wegen unberechtigter Entlassung, durch den Arbeitgeber Recht, so zahlt der Gutsbesitzer den vom Gericht erkannten Lohnrückstand, die Entlassung bleibt bestehen und der Arbeitnehmer kommt auf eine Art ungeschriebene „Schwarze Liste“: Spricht er auf irgendeinem Gute der Umgegend um Arbeit vor, so fragt man ihn: „Wo waren Sie vorher beschäftigt?“ Dann genügt eine telefonische Rückfrage, und mit Sicherheit erfolgt die Anmordung an den Arbeitssuchenden: „Wir haben leider keine Beschäftigung für Sie!“ Diese Zustände führen erklärlicherweise dazu, daß auf den Gütern sich zahlreiche Arbeiter in die Listen für das Volksbegehren aus Sorge um das tägliche Brot gegen bessere Ueberzeugung eintragen, um nicht das Wohlbefinden des Gutsbesitzers und seiner Angestellten und damit ihre Beschäftigung und ihren Arbeitslohn zu verlieren. Der Terror auf dem Lande geht soweit, daß Funktionäre und Anhänger der Sozialdemokratie offen erklären:

„Flugblattverteilung auf dem Lande ist für uns eine lebensgefährliche Angelegenheit.“

Kreuzerlich merkt man von der Propaganda für das Volksbegehren hier sehr wenig. Beim Friseur oder beim Gastwirt sieht man wenige Flugblätter für oder wider. Aber die Einwirkung ist um so intensiver: Stahlhelm und Landbund lasten wie ein Akkordeon auf diesen Kreisen, selbst in Dörfern, in denen sozialdemokratische Vertrauensleute vorhanden sind, bleiben die Versammlungsräume bei Rundgebungen unserer Partei leer, weil der

Arbeiter sich sagt, daß der Gutsbesitzer den Daumen auf dem Gehirnd hat: er kann ihn fästen oder zuhalten, je nach Wunsch.

Hat man in den Landstädten Gelegenheit, allein mit Gewerbetreibenden zu sprechen, so wird im allgemeinen die Ansicht vertreten, daß dieses Volksbegehren ein Wahnsinn ist. Trotzdem hat sich der Gewerbetreibende eingetragen, weil er wirtschaftlich vom starken Land und vom Grundbesitz abhängig ist. Der Ortsvorsitzende vom „Stahlhelm“ in Krnsvalde, ein Reichsbeamter, Oberpostsekretär seines Zeichens, hat sich ostentativ in die Liste des Volksbegehrens eingetragen. In der Dienststelle für die Eintragung zum Volksbegehren liegt in Krnsvalde gleichzeitig die Wählerliste für die Kommunalwahlen vom 17. November aus. Einer Frau von Jourdso, die nachfragte, ob ihr Name in der Wählerliste für den 17. November stünde, wurde von dem Beamten bedeutet: „Und wie ist es hier mit der Eintragung in die Liste für das Volksbegehren.“

Drei ruhmvolle Orte.

Der Patriotismus ist nach Niemiehle gestochen.

Die Deutschen sind ein unpolitisches Volk — sie vermögen die Weisheit der Hugenberg-Politik nicht einzusehen, deshalb bleiben sie in hellen Scharen von der Eintragung in die Hugenberg-Liste weg.

Der Prozentfuß der Landesverräter im deutschen Volke ist erschreckend groß — er wird sich so um die 90 Proz. herum bewegen. Namentlich im Westen, und vor allem im besetzten Gebiete wohnen nur Landesverräter, die sich über den Abzug der Befragung freuen.

Das wahre Deutschland und der politische Sinn sind nach Hinterpommern geflüchtet, und so liest man in der „Pommerschen Tagespost“:

„Die ersten Ergebnisse des Volksbegehrens aus dem Bandtreife Stolz liegen vor. Ihnen ist zu entnehmen, daß man überall auf dem Lande sich der Tragweite des Volksbegehrens bewußt und nicht gewillt ist, das deutsche Volk auf Jahrzehnte hindurch verfluchen zu lassen.“

Nicht weniger als drei Dörfschaften haben sich bereits geschlossen in die Liste eingetragen. Die Namen dieser Orte, die besonders genannt zu werden verdienen, sind: Besnie, Niemiehle und Grünhagen.

In Besnie, Niemiehle und Grünhagen hat man also Herrn Hugenberg verstanden? Herrn Hugenberg nicht — aber die Herren Gutsbesitzer und ihre unerhöhlten Drohungen. Woraus hervorgeht, daß der wahre Hugenbergsche Patriotismus nur dort zu Hause ist, wo er mit Stochprügeln auf den Magen eingestaut wird.

Besnie, Niemiehle und Grünhagen — diese Siege müssen die Inflationsbegehrer über die grandiose Niederlage am deutschen Rhein hinwegtrösten.

Rundgebungen im Regen.

Schwache Beteiligung. Aber wüste Schlägereien.

Der Reichsausflug für das Volksbegehren hatte am Sonntagmittag seine Anhänger nach dem Lustgarten zusammengerufen. Die Nationalsozialisten prunkten zur gleichen Zeit im Berliner Sportpalast mit einem 4. Märkertag. Bei beiden Veranstaltungen ist es zu Zusammenstößen gekommen. Der Polizei gelang es in allen Fällen, die Unruhestifter auseinanderzutreiben oder festzunehmen.

Im Lustgarten war die Beteiligung mäßig. Vor der Museumstreppe sammelten sich etwa 900 bis 1000 Demonstranten. Sieghelm hatte nicht mehr als etwa 300 Uniformierte aufgebaut, die vor der Museumstreppe Aufstellung nahmen. Vom ganzen Lustgarten war nur der Platz vor dem Museum bis zum Denkmal besetzt, vor dem Dom und rund um das Schloss war alles leer. Die Einheitsfront der Nationalsozialisten und des Sieghelms scheint auch schon wieder durchbrochen zu sein. Die Nationalsozialisten stehen die Sieghelmsredner zunächst nicht zu Worte kommen, sie brüllten fortgesetzt: „Deutschland erwache, Juda verrecke!“ Die Sieghelms antworteten mit ihrem Feldgeschrei. Nachdem endlich Ruhe eingetreten war, sprachen Major v. Steffan, der deutsch-nationale Landtagsabgeordnete Steinhoff und ein deutsch-nationaler „Arbeiterführer“.

Die Polizei hatte die Straßen rings um den Lustgarten durch starke Postenketten gesichert und alle Demonstranten, die Städte trugen, zurückgewiesen. Hierbei kam es schon zu einigen Fest-

Das Locarno des Atlantik.



Der englische Ministerpräsident Macdonald und der amerikanische Staatspräsident Hoover.

stellungen. Nach Schluß der Rundgebung versuchte ein Trupp Sieghelms sich in der Straße Unter den Linden zu sammeln und geschloffen weiterzumarschieren. Die Polizei griff energisch zu, verhaftete einige Demonstranten und trieb die anderen mit dem Gummiknüppel auseinander. Auch in der Kleinen Präsidenten-, Charlotten- und Leipziger Straße wurden mehrfach Zusammenrottungen der Sieghelms auseinandergetrieben werden.

Die Rundgebung der Nationalsozialisten im Sportpalast wies stärkere Beteiligung auf, weil die Nationalsozialisten aus dem ganzen Reich ihre Anhänger zusammengezogen hatten. Die Veranstaltung zog sich bis in die späten Nachmittagsstunden hin. Auch beim Abmarsch dieser Demonstranten kam es mehrfach zu Zusammenstößen. Die Halantreuzer durchzogen die Straßen, pöbelten in bekannter Manier Passanten an und schlugen auf sie ein. Ein größerer Trupp Nationalsozialisten zog vom Sportpalast zur Bülowstraße, durchrannte dort die Polizeikette und stürmte bis zur Potsdamer Brücke vor. Von der Potsdamer Brücke liefen die Nationalsozialisten dann am Schöneberger Ufer entlang und wollten durch die Linkstraße das Gebiet der Bannmeile durchbrechen. Die Polizei konnte auch hier wieder schnell genug ausreichende Kräfte zum Potsdamer Platz entsenden. Dort wurden die Nationalsozialisten mit dem Gummiknüppel auseinandergetrieben.

Die Kommunisten durften bei den Zusammenstößen selbstverständlich nicht fehlen, sie veranstalteten in einzelnen Bezirken, so auf dem Reuterplatz in Neukölln, Rundgebungen. Die Polizei griff energisch durch, als auch hier eine Reihe Teilnehmer, mit Stöcken bewaffnet, erschien. Die Polizei nahm insgesamt 121 Zwangsgestellungen vor, und zwar 98 rechtsstehender Organisationen, 20 Kommunisten und 3, deren Parteizugehörigkeit sich nicht feststellen ließ.

Nationalsozialistischer Terror.

Am Sonnabend waren Nationalsozialisten auf dem Grundstück der Reichsbannerwollersporabteilung in Köpenick, Wendenschloßstr. 1, zerbrochen Schilder und betrieblen Türen und Türen mit Plakaten für das Volksbegehren. Am Sonntagabend, als zehn Mitglieder der Reichsbannerführer die Straßenbahn bestiegen, wurden sie mit Schimpfwörtern wie „Reichsbannerstraße“ bedrängt. Ein Kamerad wurde vom fahrenden Wagen heruntergestoßen mit dem Bemerkten, daß für Reichsbannerstraße kein Platz sei. Der Straßenbahnwagen wurde durch das alarmierte Ueberfallkommando zum Halten gebracht.

Morgenfeier der Arbeiterfänger.

Am Saalbau Friedrichshain veranstaltete der Deutsche Arbeiterfängerbund Gau-Berlin Bezirk 9 am Sonntagvormittag seine Bezirksmorgenfeier. Ein Massenaufgebot von Sängern und Zuhörern füllte Bühne und Saal bis auf den letzten Platz. Schön und stimmungsvoll klangen die Volkslieder aus alter und neuer Zeit. Launige Weisen von Liebes Freud und Leid von Süßer, Donat und Schumann, sprüche Tonmalereien von Schubert (die Nacht, Grab und Wand) und kann die Weder unserer Tage. Schönheits Sonnenhymne, Tonworts Gedächtnis, das Arbeiterlied von Bringsheim und Banjetts jehrsüchtiger Freiheitstanz. Die Geschichte eines Volkes, die Geschichte einer Menschheit liegt in den tiefempfindenden Worten, die stärksten Widerhall in den Herzen fanden.

Karl Kraus: „Die Unüberwindlichen“

Vollsbühne.

Kommt Karl Kraus von Wien nach Berlin, dann gerät eine ansehnliche Gesellschaft kluger Leute in Aufregung. Sie haben seine „Fadze“ gelesen, aus der Dreck und Schwefel auf Korruption und Borniertheit projektiert. Kraus will die Uebelstände in Politik, Moral und Literatur mit einem Realismus verpulvern, der dem Bürger mächtig in die Krone steigt. Er will nicht nach abgekarteter und abgestempelter Parteilichkeit schreiben. Er zerplagt vor Belesenheit. Seine Pamphlete wirken wie Giftmedizinen. Die einen erbrechen sich, die anderen sind begeistert.

Das Drama „Die Unüberwindlichen“ ist natürlich kein gewöhnliches Theaterstück nach Regeln und Berechnung, sondern eine Kunstgattung für sich und auch besonders von der Dauer des ungetrübten „Reingold“.

Im Juli 1928 zünden die Wiener ihren Justizpalast an. Das tat, jagen die einen, die rotte Rote; das tat, schreiben die anderen, ein verzweifelles Volk. Kraus will beweisen, wer es tat: in Wien blüht Barzoffy, der Revolverjournalist und Erpreßler; der Herausgeber der „Pfeife“, ein Kerl mit Justizhausantecedenten. Steht ihn die Polizei ins Loch? O nein! Der Polizeipräsident liebt ihn mit Eifer und Andererseits. Einerseits hat die Polizei Angst vor Barzoffy, weil sie Dreck am Stecken hat, und tuschelt. Andererseits braucht sie ihn, damit Barzoffy tuschelt und den Dreck nicht umrührt. Stinkt die Sache zu gemein, dann schiebt die Polizei ihren Liebling über die Grenze.

Auf jeden Fall wird beiderseitig gehoben, bei Polizei und Preßstroichen. Barzoffy, der Herausgeber des „Pfeils“, der den Konkurrenten von der „Pfeife“ umbringen will, ist ehrlich. Er wird deshalb von der Polizei als ein Schlemmler behandelt. Und als hundert Wiener Bürger, verschossen, verhöhnt, getrompelt von der Polizei, unter der Erde liegen, kann die Polizei Weihnacht feiern, stille Nacht, heilige Nacht, Veröhnungsfest. Barzoffy, der so hundsöttisch menschliche und erpreßt, wird den Polizeipräsidenten nicht mehr stören.

Noch, er wird. Er ist schon da, im Gehpelt, in weißen Gamaschen, den Melonenhut ins Nackenseit zurückgeschoben. Man wird ihn verhaften? Man wird nicht. Man wird sich vertragen und wieder zusammenleben. Der Revolverjournalist wird weiter er-

pressen. Die Polizei wird weiter tuscheln. Barzoffy wird die Polizei, die ihm so nützlich ist, weiter protegieren. — Die Unüberwindlichen gehen nicht unter.

Vier Akte grimmigste Satire. Und Kraus behält immer recht, solange er redet, und sogar, obgleich er viel zu viel redet. Der Sonntagsgespieler Heinz Dietrich Kenter hätte streichen und der Dramaturgie des Stücks nützen können. Daß er es unterließ, fiel nicht einmal auf. So stark redet Kraus. Man verlangt sogar ein Couplet das der Polizeipräsident singt, da capo.

Typen kommen auf die Bühne, Typen! Das ganze Georgs-Großhaus wird lebendig. Peter Torre spielt die Journalle, rechtshaberisch und geschmolzen. Er reiht sich die Worte mit Wucht aus dem Munde. Er dominiert die Erpreßermoral. Und der Polizeipräsident (Hans Pappier) jähzelt zum Kontrast. Diese Rolle des Präsidenten ist verdammt schwierig. Feigheit und Buchstentum, Brutalität und Sentimentalität sind zu mischen. Am Geron, der den Finanzier der Bestochenen spielt, jault ein Chor, der aus dem Friseur, dem Monicurefräulein und dem Leibkellner gebildet ist. Dem Millionär werden Glage und Fingerringel poliert. Er tappt herum in Pyjamahosen und Bodemantel. Dann spricht noch die kleine Ruth Blitting den Weihnachtspruch für die verlogenen Wächter der Volkssicherheit: ein dünnes Silberstimmchen klingelt in das Orchester der Bestochenen. Schließlich bekennet ein alkoholierter Polizist, ein patriotischer Blutäufer, daß er mit Stolz und geschlossener Klempe einem unschuldigen Judenjungen den Garau machte. Heinrich Greller grunzt dieses Menschenfleisch, ein überkorrektives Polizeigepemlar. Der Auftritt hat etwas Schatespeisendes. Man wird angeekelt und ist trotzdem ergriffen. Karl Kraus wird zum Ueberrealisten. Man hat in Paris eine ganze Dichterschule gegründet, die sich diesen Titel gab. Die Pariser wollen Träumer und Schwärmer sein. Der Wiener Ueberrealist will ein verbitterter Staatsanwalt sein. Er kann nicht lächeln, wie etwa der abgeklärte Bernard Shaw, er kann nur gefeindt grinsen. Es wohnt in ihm auch der Mut, die mistigsten Charaktere und Uebelstände zu durchwühlern.

Max Hochdorf.

Shaw: „Der Kaiser von Amerika“.

Deutsches Theater.

Shaw steckt immer noch alle Wigholde in die Tasche. Er macht diesmal zwar schlechte Witze auf die Demokratie, doch es knaut alles, lustig für den Augenblick, und die Raketen blühen. Anno Neunzehnhundertundneunzig da ist England noch die einzig überlebende Monarchie. Alles andere auf dem Kontinent ist Republik geworden. Wird dieses Panoptikumstück von einem Monarchen verschimmelt sein? O nein, dieser Magnus von Großbritannien ist ein helles Kerlchen. Er führt sein ganzes Kabinett an der Nase herum. Die Herren Minister schieben nicht, trotz ihres lobenswerten Willens, sie werden gehoben. Sie werden ins Bodshorn gejagt, als Seine Majestät abdanken, ein Privatmann werden, selbst für die Kammer kandidieren, unter Umständen selbst Minister werden will. Es gelingt den Ministern nicht, ihren König durch die Demokratie zu zerquetschen. Vor der Gerissenheit dieser Majestät werden fast alle klein und höflich. Eigentlich behalten nur die Weiber in dem Ministerium, es sind gleich zwei, Mund und Herzen auf dem rechten Fleck. Man weiß ja, daß Shaw immer für die Weiber und den Vegetarismus und gegen den Alkohol ist.

Und dann kommt noch der Boihsäster von Amerika, um dem englischen König die Kaiserkrone über die Vereinigten Staaten anzubieten. Ja, das geschieht Anno Neunzehnhundertundneunzig. Warum nicht? Dann wird die Erde noch rund sein, aber die Grenzen der Länder werden noch mehr verrutscht sein als heute. Die Grenzen müssen ja verrutschen, weil ja nicht die Politiker der Welt regieren werden, sondern die tüchtigen Leute, die Kapitalistönige und alles, was zu ihnen paßt. Das ist der schlechte Witz, den Shaw sich leistet. Und darum meint er: Amerika hat alles Interesse, England seine Brüderlichkeit anzubieten. Natürlich wird das ein Schwindel sein. Der große Bruder wird doch nur den kleineren Bruder verschlucken wollen. Aber das Geschäft wird großartig werden, wenn man die großartige Beste macht. Die Leute in Washington wissen schon, was sie tun. Nicht der Titel macht es, sondern die Börsentitel.

Anno Neunzehnhundertundneunzig wird alles umgetrompelt. Shaw ist glänzend genannt und stellt den Wechsel auf die Zukunft aus. Er schießt einen Pfeil nach dem anderen gegen die Politiker und Streber ab, er schießt auch einen Bolz nach dem anderen, wenn man seine Gedanken vernünftig unter die Lupe nimmt. So will er aber diesmal gar nicht genommen sein. Er spinnst die komischste Ueberburleske zusammen. Jeder darf sie nach seinem Parteilich auslegen. Die meisten meinen, daß Shaw, der im Vorjahre einen glänzenden Katechismus des Sozialismus schrieb, in diesem Jahre, den Jobbern und Spylhuden und Dummköpfen allzu viel Recht einräumt. Möglich, daß — aber man laßt. Und zwischen den offiziellen Staatsakten spielt noch ein Zwischensakt. Der schwer verheiratete, mit einer pinzösen Königin belesene Monarch räkel sich bei seiner Liebsten. Er kugelt sich mit ihr auf dem Teppich, und während sie ihm mit den Füßchen unter der Nase schlänkert, leuzt er befehligt: „Ich bin die Majestät, der König.“

Max Reinhardt hat diesen neuen Shaw selbst inszeniert. Er tüfelt richtig heraus, daß sein Parteilich schmunzeln und klatschen wird, wenn die dummen Politiker als besonders dummt karikiert werden. Er will ein System in Gedanken bringen, die gar keine Gedanken, sondern nur Improvisationen sind. Und so läßt er ein Stück spielen, das die Leute ganz ernst nehmen, obwohl sie lachen. Es ist komisch, daß man begeistert über alles ist, was den demokratischen Ministern als Verleumdung angehängt wird. Shaw meint: So könnte es unter Umständen sein. Reinhardt will die Leute glauben machen, daß es so ist. Er erweckt eine falsche Stimmung, obwohl er mit vorzüglichem Schauspielern arbeitet.

Berner Kraus spielt den pfiffigen König. Er ist Kavaller und Staatsmann, mehr Geschäftsmann als Monarch. Er ist das, was sich das Parteilich unter einem Fürsten vorstellen soll, der den ganzen demokratischen Plunder entlarvt. Das ganze Ministerium dieses gerissenen Monarchen diskutiert auf der Bühne: Kurt Geron, ein Robespierre der Zukunft, der doch zusammenbricht, wenn er von seinem König angelächelt wird. Helene Thimig ist eine ernste, großartige Ministerin für Volkswirtschaft. Wie einzelnen Typen werden wie Orgelpfeifen in das Unflunonzert hineingestellt. Es ist eine prachtvolle Aufführung, ganz nach dem Geschmack des noblen Parteilichs, das sich in dem Glauben gefallen will, war von halunken regiert zu werden. So kommt es, daß Shaw viel mehr erntet, als er gesät hat. Dem er ist doch ein viel zu kluger Mann, als daß es ihm einfallen könnte, die halb schon entschulmmerten Reaktionsinstinkte wieder aufzuwecken.

M. H.

„Der Schauspieldirektor.“

Städtische Oper.

Berlin hat drei große Opernhäuser, und die Zweifel, ob nicht zwei genug wären, wollen nicht verstummen. Aber das große Berlin hat kein Haus für kleine Opern, keine Stätte für intime Opernkunst, keine Kammeroper. Die Städtische Oper, die Mozarts „Schauspieltheater“ hervorgehoben hat, sucht sich zu helfen, so gut es geht; in die Kienelbühne ist ein zierliches Kotoptbühnen eingebaut, das sich freilich in die Dimensionen des Hauses nicht glücklich fügt, als in solchen Rahmen die moderne Zimmerreinerichtung, die gekliffener Regiemisch zum Spieler der Mozartzeit beigeleitet hat. Mozart steht als Hauptfigur in diesem harmlosen, unerheblichen und nicht sehr erhabenden Theaterstück; lange nach seinem Tode hat ein Autor vergessenen Namens sich's zu der Kunst einfallen lassen, um diese aus der zeitlichen Fessel eines höflichen Gelegenheitspiels für die Operwelt und — Ewigkeit zu retten. Ein Stück Theater von damals wird gezeigt: Mozart selbst als Kapellmeister; sein Chef Emanuel Schlaneder, der berühmt gewordene Dichter der „Zauberflöte“, die Rivalität zweier „erster Sängerrinnen“ liefert den unterhaltigsten Teil der Handlung. Hier wird es ein fröhlicher Wettkampf zwischen Margret Pfahl und Lotte Schöne, ein Kampf ohne Besiegte; zwischen ihnen steht ein nicht sehr mozarthisch klingender (noch aussehender) Mozart; und das Wienerisch, das gesprochen wird, scheint manchmal ein bißchen weit hergeholt. Man hätte sich vielleicht lieber auf die Potsdamer Milieu spielende Bearbeitung von Rudolph Henke besinnen sollen, die unter dem Namen „Der Kapellmeister“ 1896 in Berlin mit Erfolg gegeben worden ist. Immerhin erfüllt die Auführung des unwichtigen Werkes ihren Zweck, dem Ballettobend der Städtischen Oper einen freundlichen Ausblick zu geben.

„Coppelia“, Ballett in zwei Akten.

Die Kunst ist von Delibes. 1870 war die Uraufführung in Paris. Dort gibt man es noch heute, im alten Stil, mit Gezeckchen und Epithentanz. Für die Aufführung in der Charlottenburger Oper hat Alzi Maudrik die Handlung modernisiert und eine neue Choreographie geschaffen. Das Spiel behandelt den alten Stoff vom künstlich hergestellten Menschen, dem sein Schöpfer, hier der gelehrte Puppenmacher Coppelius, eine menschliche Seele einflößt. Dieses lebendig gewordene Wesen, Coppelia genannt, wächelt über seinem Erzeuger über den Kopf und durchkreuzt seine Pläne.

Der erste Akt gibt Frohsinn, „rhythmisch gegliederte Heiterkeit“. Im Geist des alten Balletts, aber in neuen Formen, aus der Stimmung einer bewegten, tanzfreudigen Menge urwüchsig erblühend. Ein ununterbrochener Wirbel. Wir werden hineingezogen in den Wirbel und fragen nicht mehr nach Sinn oder Unsin der Handlung. Gipfelpunkte: die Soll und Zweitänze des Bürgermeisterschwärzchens Swaniida und ihres Krätzigoms Franz. Diesen tanzte Dens Keith, der für den erkrankten Edgar Franz eingesprungen war. Der größte Humorist der deutschen Tanzbühne. Jede Bewegung voll Temperament und Geist, Liebendwürdigkeit und Komit. Die Swaniida gab Alice Uhlen. Und sie war das große Erlebnis des Abends. Keine Ballettleute, keine moderne Tänzerin irgendeiner Schule. Ein Lied aus des Knaben Wunderhorn, ein Waldvogel.

Der zweite Akt im Atelier des Coppelius. Gelpentisches Hold-dunkel. Geheimnisvolle Dinge in unheimlichen Ecken und Nischen. Die Handlung nicht tänzerisch gelöst. Blies meist im Pantomimischen fließen und schleppie zuwellen. Man sollte sich — scheint mir — nicht so sehr um restlose sachliche Klärung bemühen. Es wird doch nicht alles klar. Die Hauptfacke bleibt und blieb auch hier der Tanz. Und es gab ausgezeichnete Tänze. Georg Grote, ein dämonischer, eckig zappeliger, festergewandelter, krallenfingeriger Hegenmeister Coppelius. Ruth Abramowitsch, eine nuancenreiche interessante Coppelia. Keith flatterte dazwischen und die Uhlen als eifersüchtige Braut.

Ein solches Tanzspiel läßt man sich gefallen. Es bringt gewiß nicht letzte Erfüllung künstlerischer Sehnsüchte. Aber auch keine Vorspiegelung falscher Tatkaten. Es wird hier nicht auf feckliche Tiefen gedrückt. Amüsament, anspruchslos, aber von der allerbesten Sorte, künstlerisch durchweg vornehm. Ein sauber und geschlossen arbeitendes Ensemble. Glänzende Solisten, kluge Choreographie, geschmackvolle Bühnenschilder (von Georg Kirke). Die erste Leistung unserer Ballettmeisterin Maudrik, der wir nordhaltlos zustimmen können.

J. S.

Ein „Vorläufer“ von Karl Marx

Auseinandersetzung mit Stefan Zweig

Die bloße Furcht läßt unsere Historiker in jedem Jakobiner einen Kommunisten sehen. Karl Kautsky.

Erfährt Stefan Zweigs „Joseph Fouché“, soeben im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen, auf der ganzen Linie der Besprechungen das hohe Lob, das diese Monographie durch die Kraft ihrer Einfühlung und die Kunst ihrer Darstellung verdient, so fehlt es doch ganz an wahrer historischer Kritik, die an mehr als einem bedenklichen Punkt des Buches einhalten könnte. Am ehesten wohl dort, wo Zweig enthüllt, daß der spätere Polizeiminister Napoleons I. Anno 1793 ein „Kommunist“ gewesen sei und „ein radikalsozialistisches und bolschewistisches Programm“ aufgestellt habe:

Das erste klare kommunistische Manifest der Neuzeit ist in Wahrheit nicht jenes berühmte von Karl Marx, nicht der „heftige Landbote“ von Georg Büchner, sondern jene sehr unbedeutende, von der sozialistischen Geschichtsschreibung geflissentlich übersehene „Instruktion“ in Lyon, die zwar von Collot d'Herbois gemeinsam gezeichnet, aber zweifellos von Fouché allein verfaßt ist. Dieses energische, der Zeit in seinen Forderungen um hundert Jahre vorausbegehrende Dokument stempelt ihn zum ersten klaren Sozialisten und Kommunisten der Revolution.

Wenn Zweig will, kann er sich dabei auf Paul Brez stützen, der vor etlichen Jahren die apokryphen „Erinnerungen“ Fouchés auf deckung herausgab und im Geleitwort betonte, daß Fouché in seiner jakobinischen Periode, geleitet von der „Idee des Kommunismus“, auf die „Sozialisierung des Besitzes“ und die „vollkommene Abschaffung des Besesses“ ausgegangen sei. Neu ist also die Entdeckung Zweigs nicht. Ist sie wenigstens richtig?

Die große Revolution war der ungefühme Durchbruch der bürgerlichen durch die feudale Eigentumsordnung, die gründliche Ablösung der Aristokratie durch die Bourgeoisie, die vollkommene Verdrängung des Feudalismus durch den Kapitalismus. Zu keiner Zeit war darum

das Privateigentum Gegenstand sozialistischer Verehrung.

Der Eigentümer und nur der Eigentümer erschien als der klassische Typ des Staatsbürgers, Einzige und Aufsteiger der riesigen Liegenheiten der Kirche, geboren das Schlagwort von der „Demokratisierung des Eigentums“, alle Franzosen sollten Eigentümer werden, erst dann war das Land im sozialen Gleichgewicht. Auch als im rasenden Lauf der Begebenheiten das Königtum der Republik und die Gironde der Jakobinerpartei wich, waren immer noch Bürger, wenn auch Kleinbürger statt Großbürgern, am Ruder. Die Schreckensherrschaft umschloß den Versuch des revolutionären Kleinbürgertums, die Republik mit allen, selbst den äußersten Mitteln zu verteidigen, und Marat, Danton, Robespierre waren weder, wie Zweig annimmt, „Führer des Proletariats“, noch dachten sie auch nur im Traum daran, „die restlose, die radikale Revolution bis zum Kommunismus“ anzustreben. Im Gegenteil waren auch sie Fanatiker des Privateigentums wie einer der heftigsten jakobinischen Heißsporne, Baffre, der darrte, man müsse gerade in den politischen Stürmen der Revolution die beiden einzigen Axten auswerfen, die das Staatsrecht festhalten: „den Axt des Eigentums und der öffentlichen Moral“, und ganz in diesem Sinne wankte ein Gelehrter des Nationalkonvents jedem mit dem Kolb, der es versuchen sollte, das „Agrargesetz“ einzuführen, das war: eine gleiche Verteilung des Bodens anzuregen, oder sonstige „Grund-, Handels- und Industriebefehle umzuwälzen“.

Allerdings wucherte namentlich unter der Schreckensherrschaft Kleinbürgerliches Mißtrauen gegen den Reichtum sehr üppig. Schon Montesquieu und Rousseau hatten gelehrt, daß der Luxus der Gleichheit in einer Demokratie widerstrebe, daß die Tugend der sicherste Stützpfiler der Republik sei, und daß der Reichtum die Tugend untergrabe. Aus Montesquieu und Rousseau schöpften also die Jakobiner die Ueberzeugung, daß für eine ideale Demokratie und Republik eine gewisse Ausgeglichenheit der Vermögen und Einkommen Voraussetzung sei. Da überdies in den schweren ökonomischen Krisen, durch die das Frankreich der Revolution hindurch mußte, gewissenlose Profitjäger und Preisstreiber, Speculanten oder Schieber genannt, aus der Not des Volkes gleichendes Geld münzten, fielen die Begriffe „Reicher“ und „Feind der Republik“ leicht zusammen. Seit Koustaot 1790 den Ausdruck geprägt hatte, wurde immer wieder gegen die „Aristokratie der Reichen“ gewettert: eine Adresse des Jakobinerklubs warntet „Die Geldaristokratie will sich auf den Trümmern der Geburtsaristokratie erheben“, Danton domterte gegen „die Reichen, diese elenden Egoisten“, und Robespierre vermerkte Juni 1793 in seinem Taschenbuch:

„Ahnere Feinde? Die Lasten und die Reichen!“

Aber selbst wo sich die allgemeine Abneigung gegen die gewinn gierigen Schieber bei Egalitads wie Roux und Chaumette in unmittelbar antikapitalistischen Tiraden entlud, war das eine rückwärtsgerwandte Revolte des vom Kapital erdrückten Kleinbürgers und Kleintrümers und hatte mit Sozialismus, mit Sozialisierung der Produktionsmittel, mit Umwälzung der auf Privateigentum gegründeten Gesellschaft nicht das Geringste zu tun.

Theorie schlug in Praxis, das dumpfe Gemur der Reichen in derben Zugriff um, als der Sommer 1793 die junge Republik vor ihre Existenzfrage stellte. Die republikanischen Heere an Rhein und Mosel, Alpen und Pyrenäen in täglich ausfallender Abwehr gegen das andrängende feudale Europa, die Vendée im hellen Aufruhr, der Royalismus immer frecher die Stirn erhebend, Lebensmittelmangel und Hungersnot am zermürbenden Werk, allenthalben Schwund des Vertrauens zu den neuen Machthabern — hier hielten nur harte Schläge und ganze Mittel! So beschloß der Konvent in seinem berühmten Dekret vom 23. August, in gewaltigster Kraftanstrengung zu mobilisieren, was immer zur Verteidigung des Vaterlandes dienen konnte: Menschen, Rohstoffe, Geld! Kommunismus? Es war der „Kommunismus“ des Befehlshabers einer belagerten Festung, wenn er über die Häuser und Vorräte der Einwohner verfügt, es war der „Kommunismus“ Ludendorffs, als er uns die messingenen Klinten von den Läden und die kupfernen Restel aus den Küchen holte, beileide nichts anderes. Zugleich schuf die Brandschöpfung der Reichen die Genugtuung, daß Feinde der neuen Ordnung der Dinge getroffen wurden,

und was aus den Kassenstränken der Besitzenden an Unterstützung den Bedürftigen zuströmt, diente dazu, die Massen in Laune zu halten, aus deren Leibern der Ball gegen den Feind geschleudert wurde — Camille Desmoulins forderte geradezu, daß die Reichen ihre Börse, die Armen ihr Blut hergaben.

Da Joseph Fouché sich nach Zweigs Meinung als „Kommunist“ betätigte, war er denn nur einer unter den Kommissären des Konvents, die mit gebundener Marschroute in die Provinz entsandt wurden. Kuamps und Wilhaud heischten im Interesse die Landesverweisung der „reichen Egoisten“, die weder zahlen noch sich schlagen wollten, Henz, Bô, und Rassicu jagten in den Ardennen den Geldfäden Schrecken ein, und Lecointe Saint-Richel ging in Calvi den Reichen als „Todsünden der Republik“ zu Leibe; Carrier in Nantes, Regnaud im Bug, Darligoepie im Gers, Paganal in Toulouse, Raignet in Marseille, sie alle verführten wie Taktien und Psabeau, die sich in einem Schreiben aus Bordeaux rühmten,

„Die Reichen zur Ader zu lassen“.

Im Jura-Departement erklärten Baffal und Lamarque, daß alles was an Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Blei, an Holz, Leder und Seife, an Getreide, Wein, Branntwein und Essig, an Pferden, Vieh, Futler und Kleiderstoffen vorhanden sei, zur Verfügung der Republik stehe; in Orleans schöpfte Laplanche die Reichen mit „Revolutionstagen“, und im Lot et l'Woepron mußten auf Befehl Taillefer „alle Aristokraten, Bucherer und Schieber“ Riesensummen ausspuden. Man berechnet, daß damals binnen weniger Monate allein an Metallgeld 300 bis 400 Millionen Franken entliehen wurden und nach Paris strömten.

Fouché freilich ging mit seinen berüchtigten „Philantropischen Komitees“ noch strammer als alle anderen ins Zeug, um siebzehn große Kisten voller Gold, Silber und Silbergerät dem Wohlfahrtsausschuß einzuhandeln zu können. Aber ganz unangenehm war er dabei von irgendeiner sozialen oder gar sozialistischen Doktrin. Wenn es in seinem Lpouer Edikt vom 24. Brumaire des Jahres II hieß: „Reichtum und Armut müssen beide unter dem Regime der Gleichheit verschwinden“, so spiegelte sich darin höchstens Montes-

quiens und Rousseaus Ideal der mittleren Gleichheit von Vermögen und Einkommen, und seine Verfügung, daß die Bedürftigen auf Kosten der Besitzenden zu ernähren seien, war, um die Massen zur Verteidigung der Republik bei der Stange zu halten, mehr von revolutionärer Notwendigkeit als von sozialpolitischer Erwägung diktiert. Ja, oft genug erwies sich, daß auch durch die radikalsten Maßregeln weniger der Reichtum an sich als die Republikfeindschaft der Reichen getroffen werden sollte. Mehr als einmal betonte Fouché in seinen Berichten an die Pariser Gewalthaber, daß „der Reichtum die schrecklichste Waffe gegen die Republik sei, wenn er sich in den Händen ihrer Feinde befinde“, und wie er die Requisition von Geld und Gut nicht etwa mit sozialen Grundfragen, sondern als „außerordentliche Hilfeleistung während des Krieges“ erklärte, so diente ihm als Richtschnur, den „Feinden der Freiheit“ ihren Ueberfluß zu nehmen und nur jenen Reichen den Beutel zu leeren, die des „incivisme“, des Mangels an republikanischer Gesinnung verdächtig waren. Bewachte sich Laplanche vor dem Konvent dagegen, auch die Patrioten, das war: Republikaner mit der „Revolutionstage“ belegt zu haben, so strich Fouché durch Dekret vom 13. Brumaire des Jahres II einen Patrioten, obwohl er zu den Besitzenden zählte, von der Schröpfliste der Reichen, und wies seine Ausschüsse an, „nur die Aristokraten und Gemäßigten und nicht die Sansculotten“, mochten diese seine politischen Freunde auch im Golde schwimmen, zur Abgabe heranzuziehen.

Nichts zeigt besser als diese Beschränkung der Enteignungen auf die Feinde des Regimes, daß Fouchés Blüten gegen die Reichen eine Kampfmaßregel zur Verteidigung der Republik nach außen und innen war, aber, weltensfern von jedem gesellschaftlichen System,

mit Kommunismus, Sozialismus, Bolschewismus nicht mehr zu schaffen

hatte als die Einziehung des Vermögens der französischen Protestanten nach Aufhebung des Edikts von Nantes. Gar die „Institution de la commission temporaire de Lyon“, die übrigens kaum aus Fouchés Feder stammt, als seinerzeit um hundert Jahre vorausweisendes Dokument und „erstes klares kommunistisches Manifest der Neuzeit“ hinzustellen, zeugt von einer Unkenntnis des sozialistischen ABC's, die bei einem Schriftsteller vom Range Stefan Zweigs betrübend wirkt, doppelt betrübend, da viele Leser, gebildet durch den Glanz seines Namens und Stils, künftig die dünne Mär: Joseph Fouché ein Vorläufer von Karl Marx gläubig nachbeten werden. Hermann Wendel.

Konfessioneller Friede?

Bemerkungen von Max Sievers

Wir eröffnen mit diesem Aufsatz die Diskussion über eine Frage, die viele Kreise des arbeitenden Volkes lebhaft bewegt.

Wenn in der heutigen Zeit irgendwo die Mahnung ertönt, „religiöse Ueberzeugungen“ zu achten und zu tolerieren, so verbirgt sich dahinter fast immer eine Stellungnahme gegen die Atheisten und eine Verteidigungsrede für die Kirche. Freidenkern gegenüber scheint die Unterstellung, daß sie nur von der böswilligen Ublüth getrieben sind, die Gefühle Andersdenkender zu verletzen, immer erlaubt zu sein.

Diese voreingenommene einseitige Stellungnahme gegen die im Volksleben immer stärker sich verwurzelnde atheistische Weltanschauung ist nicht nur dazu angetan, tief empfundene Erbitterung in den Reihen nichtkirchlicher Volkschichten hervorzurufen, sondern zeigt auch recht klar auf, daß hinter den Begriffen „Religiöse Toleranz“ und „Wahrung des konfessionellen Friedens“ nur politische Schlagworte liegen, die je nach Bedarf, aber niemals im Sinne weltanschaulicher Neutralität zur Anwendung gelangen.

Schenken wir uns eine Debatte über den Wert oder Unwert der verschiedenen Weltanschauungen und lassen wir nur konkrete Tatsachen reden.

Daß sich im Volke eine immer stärkere Abkehr von der Kirche und von religiösen Gedankengängen überhaupt vollzieht, ist ganz unbestritten. Die amtlichen Statistiken melden davon, wenn auch in gänzlich unvollkommener Weise, und ebenso werden die Freidenker, wie auch die Kirchen selbst nicht müde, diese Tatsache zu erörtern.

Auf der diesjährigen Freiburger Katholikentagung wurde die Zahl der in Deutschland erfolgten Kirchenaustritte im letzten Jahrzehnt auf zwei Millionen beziffert. Daß nicht nur Steuerflucht oder weltanschauliche Indifferenz zum Austritt aus der Kirche führten, geht aus der weiteren Tatsache hervor, daß von diesen zwei Millionen allein 650 000 sich in demselben Zeitraum als Freidenker organisiert haben.

Niemand kann bestreiten, daß der Atheismus als Weltanschauung gewertet werden muß. Niemand wird behaupten, daß die atheistische Weltanschauung etwa eine vorübergehende Modekrankheit darstellt, der keine ernste Lebenskraft innewohnt. In leidenschaftlichen Ringen, in ernster wissenschaftlicher Arbeit haben durch viele Jahrhunderte hindurch die Vorkämpfer dieser Weltanschauung ihr den Weg gebahnt. Durch Jahrhunderte hindurch haben sich Atheisten gegen einen übermächtigen Feind, gegen Staat- und Gesellschaftsordnung durchgesetzt. Der Atheismus ist trotz aller Machtmittel des früheren Obrigkeitsstaates nicht überwunden worden. An der Wiege des freien Volksstaates stand zum erstenmal in seiner geschichtlichen Existenz die Möglichkeit der freien Entfaltung.

Resultat: Das Anwachsen zu einer vielhunderttausendköpfigen Massenbewegung im Zeitraum eines einzigen Jahrzehnts.

Die Auflösung von der Kirche ist zur Volksbewegung geworden. Die Auflösung der Massen erfolgt, obwohl die Kirche eine ungeheuer mächtige Presse, die Unterstützung des Staates, seiner Befehle und einen unermesslich reichen Propagandaapparat hinter sich hat.

Das Anwachsen der Freidenkerbewegung erfolgt, obwohl diese ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen ist, nicht einmal eine öffentlich erscheinende Zeitung besitzt und in ihrem Wirken noch immer auf starke gesetzliche Hindernisse stößt.

Wir stellen die Frage: Soll in der Demokratie, wenn schon die Toleranz zur Staatsmoral erhoben wird, eine im Absterben befindliche Geistesströmung ungleich stärker toleriert werden, denn eine

Bewegung, die aus den Volksmassen kommt und mit elementarer Kraft sich stürmisch aufwärts entwickelt?

Nein! Und dennoch geschieht es!

Die Kirche hat im letzten Jahrzehnt im umgekehrten Verhältnis zu ihrer wirklichen inneren Werbekraft die politische, moralische und finanzielle Unterstützung des Staates unausgesetzt gefordert und erhalten. Sie behielt alle ihre früheren Privilegien und erhielt noch neue durch das bayerische und preussische Konkordat dazu. Der Staat hat auch ihren finanziellen Bedürfnissen gegenüber eine Haltung eingenommen, die mit der Kennzeichnung „größt möglich“ doch bestimmt sehr vorsichtig charakterisiert wird.

Man wird hier einwenden, daß dies alles nicht aus weltanschaulicher Parteinahme heraus, sondern mit Rücksicht auf politische Realitäten geschehen sei. Schön! Warum aber dann immer das Wort von der Pflicht des Staates, religiöse Toleranz zu üben?

Wen toleriert die Kirche?

Die Führung der evangelischen Kirche toleriert zum größten Teil nicht einmal die Republik. Die katholische Kirche zeigt sich zwar der Republik gegenüber toleranter, aber um welchen Preis? Sie läßt sich ihre Staatstreue sehr, sehr hoch bezahlen.

Auch die Hochgefänge gegen den Sozialismus, die auf dem Freiburger Katholikentag gesungen wurden, sind schwer mit Toleranz in Einklang zu bringen.

Wer toleriert die Freidenkerbewegung?

Sie genießt das verfassungsmäßige Recht des öffentlichen Wirkens, wie jede andere Volksschicht auch, und doch nicht im gleichen Maße. Viele immer noch bestehende Befehsverfügungen aus der Zeit des absolutistischen Deutschland hemmen ihr Wirken auf Schritt und Tritt.

Hinsichtlich der Pfinge ihrer besonderen weltanschaulichen Bedürfnisse ist die Freidenkerbewegung, auch relativ mit der Kirche verglichen, das misshandelte Stiefkind in der Republik geblieben.

Sie muß durch ihre Steuerkraft zur Erhaltung der Kirche beitragen, ja sogar organisierte Freidenker haben heute noch vielfach dingsliche Kirchenabgaben zu entrichten.

Die Uelungen vieler Krankenhäuser, Erholungsheime, Fürsorge- und Strafanstalten verbieten die Verbreitung freidenkerischer Literatur. Versammlungs- und Plakativverbote gehören in vielen Gegenden der Republik noch zu den alltäglichen Erscheinungen. Handwerkerinnungen dürfen den Kontakt über freigeistige Eltern mit der Aufnahme von Lehrlingen verhängen. In vielen kleinen Orten herrscht heute noch gegen Freidenker der absolute Kirchenterror.

Der Preussische Landtag beschloß im Juli 1928 die gesetzliche Regelung der Körperschaftsrechte für die Freidenkerbewegung. Das Kultusministerium verfuhr scheinbar, durch eine Häufung von künstlich geschaffenen Hindernissen die Ausführung dieses parlamentarischen Beschlusses der nächsten Generation zu überlassen.

Der Rundfunk überschlägt sich in der Darbietung kirchlicher Propaganda, die Freidenkerbewegung vertritt er mit Redensarten. Und alles im Namen der religiösen Toleranz, alles aus Rücksicht auf Andersdenkende.

Man verschone uns mit derartigen politischen Schlagworten. Es ist trostlose Intoleranz, die hier gegen eine Bewegung geübt wird, deren Treue zur Republik über jeden Zweifel erhaben ist, deren Wirken in keinem peinlichen Gegenstand zu den Erfordernissen des modernen Staates steht und deren geistige Fundamente auf der Linie des menschlichen Fortschrittes, der modernen wissenschaftlichen Erkenntnis und der sozialistischen Zielsetzung liegen.

Aufstiegs der Begabten

Roman von Max Barthel

Copyright 1927 by „Der Bücherkreis G. m. b. H.“ Berlin SW 61

(25. Fortsetzung.)

Bleichwert schüttelte offen auf eine burleske Art die Hand, er riß die Hände so heftig an sich, als wolle er sie aus den Gelenken reißen. Sein Griff war irdisch und durchaus nicht vergeistigt. Dann bestieg er das Pult, das Licht flammte, auch der Professor ließ sein Licht leuchten: er hielt eine nebulöse Rede über den Astralleib, über die Internation, über die Seelenwanderung, über Sternstaub und Weltgewissen. Er sprach eine halbe Stunde mürrisch und verdrossen, und als er endete, waren die Zuhörer mehr aus Furcht vor dem schrecklichen Mann als aus Überzeugung für den Okkultismus.

Bleichwert mußte nichts von dem Raum hinter dem Alabasterfalon, in dem es für die Eingeweihten alle Raritäten gab, Koffein, Kofain, Opium, Haschisch, alle Abenteuer der Seelen und der Selber, der Männer und der Weiber. Professor Bleichwert war ein verschrobener Herr und nahm den Unsinn mit dem Sternenzauber fürchtbar ernst, wie eben nur ein richtiger deutscher Professor auch den Bluff ernstnehmen und ihn sogar wissenschaftlich begründen kann.

Er hatte an diesem späten Abend noch einige Logen zu besuchen und mit mürrischem Pathos zu verjagen, er verabschiedete sich bald und kurz nach seinem Weggang begann Doktor Wendel die zweite Sitzung. Neue Gäste waren gekommen, noch einige Herren und Damen vom Film und vom Theater, aber auch die Großfinanz hatte einen Vertreter geschickt, der sich in dem alabasternen Salon so benahm, als könne er die Kurse an der Börse steuern. Auch Dolores King kam mit einem Schwarm junger Damen. Sie ließ sich neben Marianne nieder, Lysander beachtete sie kaum, und erzählte Atelierklatsch.

Dann zerbrachen wiederum wie auf einen Schlag alle Gespräche, das Licht erlosch, der Doktor Wendel stand wieder auf dem ebenholzschwarzen Pult und hinter ihm flammte das Licht eines neuen Sternes auf. Dieses Licht nun war rosenfarbig und sanft lächelnd und wanderte langsam durch die Dunkelheit.

Das Licht sucht keine Gestalt! schrie wiederum eine hysterische Stimme. Lena Sperber schrie. Und das Licht des Sternes wanderte ruhig und gelassen über die Gesichter der Männer und Frauen. Auf dem Gesicht von Marianne blieb es haften. Sie schloß gedenkt die Augen.

Das Licht aber stieg glühend in die Dunkelheit und riß das Mädchen von ihrem Stuhl. Sie mußte sich erheben, ob sie nun wollte oder nicht wollte, sie mußte sich erheben, das Licht wanderte vor ihr und führte sie nach dem Divan, auf dem vor einer Stunde die Lola Lopez geruht hatte. Der Divan glühte und schlug wie eine rosige Flamme über ihr zusammen. Dann erlosch das Licht wie vorher, nur Marianne glühte, nur der Divan glühte. Alles war dunkel und man hörte wieder die gleichen Seufzer und Atemzüge gehen und sich zu einem einzigen Seufzer und Atemzug vereinigen. Dann sang und klang auch die dunkle Glocke wieder, der Doktor stand auf seinem Pult und begann zu sprechen. Durch eine besondere Musik bekam seine Stimme die Gewalt einer donnernenden Lawine.

„Sterne, Sterne, seid ihr da?“ bröhlte der Doktor.
Er beantwortete seine Frage selbst:

Die Sterne sind da!
Das Licht ist da!
Der Stern aller Sterne ist da.
Der Stern Venus,
Der Stern Venus ist da.
Venus
Flammt!

Das alles sagte er dunkel und singend wie eine Messe her. „Der Stern ist da. Der Stern Venus ist da. Venus ist da, Venus. Flammt!“ antwortete Lena Sperber. „Venus flammt!“ wiederholten ekstatisch einige Frauenstimmen in der Dunkelheit.

Dr. Wendel verließ seinen Pult und näherte sich dem Mädchen auf dem Divan. Marianne hatte die Augen geschlossen, doch es war ihr, als könne sie trotzdem sehen. Sie sah mit geschlossenen Augen den purpurnen Schattenriß des Doktors. Er beugte sich über sie, die kleine goldene Kette am linken Armgelenk flirrte. Marianne öffnete die Augen. Der Doktor Wendel war nun ganz nahe und hielt in seiner rechten Hand einen Alabaster Spiegel.

Der Spiegel war schön und grauam, machte müde und wach, verwirrt und klar, schwermütig und heiter. Marianne mußte sich keinen Rat, der Doktor ließ auch keine Zeit zur Bestimmung, er strich mit seinen magnetischen Händen ihre Schläfe und flüsterte dabei magische Beschwörungen über das Gesicht Mariannes. Im letzten Bruchteil einer Sekunde, wo sie noch ein wenig klares Bewußtsein hatte, wollte sie sich wehren, aber schon verließ sie die Erde und rollte irgendwo im Raum, ein Stern unter Sternen, erhaben über jeden Raum. Sie fühlte Rüst in sich und die Raserei traumhafter Gelüste. Eine kleine Ewigkeit, so schien es ihr, schwebte sie im All, badete im Licht, schwebte in Harmonie, aber als sie nach einigen Minuten erwachte, sah Dolores King neben ihr auf dem Divan und flüsterte:

„Sie haben phantastisch gut getanzt, Marianne, die Sperber wurde eiferfüchtig. Sie sind ein Teufelsmädchen.“
„Ich habe getanzt?“ fragte sie und mußte von nichts, erhob sich langsam und wurde von Lysander zu ihrem Stuhl geführt.
„Ich habe getanzt, Lysander?“
„Ausgezeichnet und noch besser als unsere Freundin Lola,“ antwortete er. „Wie gefallen Ihnen die Sterne?“

„Sie sind, bei allem Licht, eine dunkle Angelegenheit, mein Freund,“ gestand sie, „aber ich hoffe, ich werde sie einmal voll begreifen können. . . . Sonderbar, ich soll getanzt haben und dachte, ich stüge durch das Paradies. Das war häßlich.“
„Das Paradies ist auf der Erde, Liebste,“ flüsterte Lysander und verriet das Geheimnis des ihr unbekanntem Zimmers. „Das Paradies ist auf der Erde. Wenn sie wollen, können wir uns zurückziehen.“

„Woher?“
„Ins Paradies, in das Zimmer Ramenos, nach Colorado, in die Seligkeit, Marianne!“

„Gehen wir,“ logte sie nur und nahm seinen Arm.
Er führte sie lächelnd aus dem Alabasterfalon in das goldene Vorzimmer, der Doktor Wendel nickte, der Diener mit der schwarzen, silberbestickten Kleidung kam und führte die beiden vor einen hohen Spiegel. Dieser Spiegel drehte sich in seinen Gelenken: vor Marianne und Lysander gähnte ein schwarzes Loch, aus dem aber nun goldene Lichtströme quollen. Auch leise Musik war zu hören, Marianne zögerte, aber Lysander riß sie über die Schwelle.

„Vorwärts,“ sagte er. „Vorwärts, hier ist das Paradies!“
Das Paradies war ein großer Raum mit vielen Teppichen, Ruheplätzen, Nischen und Nischen, es gab verdunkelte Ecken aus kostbaren Felten, aber es gab beinahe keine Möbel in dem Raum, keine Stühle, Tische oder Sessel. Lysander führte seine Freundin nach einem weichen Ruheplatz. Sie ließ sich willig führen. Das Fieber einer ihr bis jetzt unbekanntem Aufregung raste durch ihre Adern. Immer noch schien sie zwischen den Wellen zu schweben. Um nicht zu stürzen, klammerte sie sich an ihren Begleiter fest.

Sie waren nicht allein in jenem Zimmer. Die kleine Lola Lopez hatte sich mit ihrem Mister Guerra auf einem Bärenfell breitgemacht. Die Lena Sperber sah mit dem Delegierten der deutschen Großbank zusammen. Dolores und ein fetter Kerl aus der Schloßherberge hatten sich gefunden und besprachen die hitzige Notwendigkeit eines Doktoratkinmalers. Der Musiker erbot sich, ihr diesen Walsch auf den Leib zu schreiben. Sie bot ihm jetzt schon ihre schöne, nackte Brust dar.

Doktor Wendel hatte allen Fanatismus beiseite geschoben. Er war ein aufmerksamer Gastgeber und stieg für einige einsame Herren eine Pension in der Augburger Straße an, die für besondere Zwecke besondere Damen zu jeder Stunde und für jeden Dienst zur Verfügung stellte. Ueber ein Duzend Menschen waren nun versammelt und jedes Paar gründete seine besondere Sternengemeinschaft. Als die kleine Lola Lopez vor Wollust wild wie ein Tier aufschrie, bekümmerte sich kein Mensch darum. Jeder war mit sich oder mit seinem Partner beschäftigt. Der Doktor Wendel aber sah alles und lächelte.

Lysander hatte Marianne nach dem Ruheplatz geleitet. Ueber dem Lager, es bot guten Platz für zwei Menschen, hing ein kleiner Gong. Lysander schlug den Gong an. Ein Chinese kam auf leichten Sohlen und brachte zwei kupferne Lampen, zwei

Waffen und alles, was notwendig ist zum Glück des Opiums. Marianne nahm zögernd die lange Pfeife mit dem winzigen Kopf und ließ sich von ihrem Freund in der Handhabung unterrichten. Der süße Geschmack des Rauches brachte erst Ekel, aber dann kam die Aufhebung allen Schweregefühls, die verzückte Süße der wildesten Träume. Es war wieder ein Schweben, eine trankene Klarheit zwischen den Wellen, eine Raserei traumhafter Gelüste.

Mit den jungen Mädchen, die von Wendel für die Herren Lebemänner und Büßlinge herbeigerufen wurden, erschienen auch Bernhard Glah und Alfred Benke, um hier in der Loge ihre Abenteuer im Osten der Stadt in eine höhere und geistigere Sphäre zu rücken.

„Alfred, die Hull, die Hull!“ flüsterte Glah, als er das Mädchen neben Lysander auf dem breiten Lager entdeckte. „Die Marianne Hull. Was macht die Hull in diesem Lokal?“

„Sie macht sich den Traum vor.“
„Die Welt ist tief in Träume eingelodeten und unser bestes Glück kommt von den Lügen her,“ zitierte Glah und erklärte: „Das ist leider nicht von mir, obwohl es von mir sein könnte. Das ist von Verbaeren, du mußt mal seine Hymnen lesen, Alfred, da wirst du ein besserer Mensch, wenigstens für den Augenblick, wo du die Gedichte liest. Und mehr kann man auch nicht verlangen, als für einen Augenblick lang gut zu sein. . . . Die Welt ist bestialisch böse.“

Bilder und kein Bildnis.

Von jener Nacht und ihren Bacchanalen hatte Marianne nur noch eine verworrene Vorstellung. Sie erinnerte sich wohl des verzückten Schwebefühls, des vielen Lichts und der Lola Lopez, vom Doktor Wendel hatte sie nur noch ein schwarzes Bild, und wenn sie sich seiner erinnerte, haßte sie ihn. Der stumme Chinese, der das Opium brachte, stand ganz klar vor ihr und in ihren Ohren klangen immer noch die hysterischen Schreie der Lena Sperber. Bis zum frühen Morgen war sie mit Lysander in der Loge geblieben. Dann war sie mit ihm nach der Pension gefahren und dann, den Rausch des Kartolikums noch im Herzen, hatte sie ihren Kaufpreis bezahlt. Sie fühlte sich aber frei und leicht, auch frei von Lysander. Er hatte wenig Gewalt über sie. In die Loge wollte sie nicht mehr gehen. Alfred hatte sie beiseite genommen und gesagt:

„Kindchen, nehmen Sie sich vor dem Unfian in acht, das ist nur etwas für Bededamen und Männer, die keine Männer sind.“ Dabei hatte er sie so hungrig angesehen, daß sie sich jetzt noch schüttelte, wenn sie daran dachte.

Sie stürzte sich in die Arbeit, und jeden Morgen ritt sie im Tiergarten mit Lysander aus. Ihr Pferd war ein frommes Tier und machte keine großen Sprünge, aber das war ihr gerade recht. Mit Vorliebe suchte sie jene Gegend auf, wo sie einmal tummelvoll und verzweifelt herumgeirrt war. Die Morgenritte erhellerten sie sehr, und nach einigen Wochen ließ sie sich das wildeste Pferd geben und jagte über den sandigen Reimweg der kleinen Gesellschaft voraus und lachte über ihren Freund, der vergeblich versuchte, sie einzuholen.

Die Aufnahmen für den neuen Film hatten begonnen. Das Manuskript schrieb Glah, aber ihm war ein junger Mensch beigegeben, dessen Drehbücher gerade große Mode waren, und nun war ein Manuskript entstanden, in dem sich alle Technik und Romanik der aufgefärbten Zeit zu einer dramatischen Handlung verschmolzen und einen schlammigen Gipfel edlen Klatsches aufbauten. Der Film spielte in Wien und führte an die Donau. Auf der Donau lag die Lugsucht des Willibardus Ritter Goud. Ritter Goud war nach dem Drehbuch vom Schwarzen Meer gekommen und hatte vor Wien die Anker ausgeworfen. Ritter Goud, ein neuer Nibelunge, kam nun nicht, um das verfluchte Gold aus der Tiefe des Flusses zu holen, er kam, um die Schönheit aus der Tiefe des Volkes zu heben. Ritter Goud war ein Gentleman und die Schönheit, wer war die Schönheit? Die Schönheit war, wie konnte es anders sein, das Kind aus dem Volke, Marianne Hull.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Volksbegehren.

Der der Handlung: In der Nähe meiner Wohnung vor einem Einzelhandlungslokal für Hugenbergs Volksbegehren. Ein paar Leute stehen da und disputieren, drei Arbeiter und ein etwas jüdisch aussehender kleiner Schneider.

Hinzu tritt ein sogenannter Herr. Ein gutes halbes Duzend Schmissen sitzen in einem ausgesprochen fetten, edel nationalen Gesicht. Seine Stimme ist verlogen liebenswürdig und verbirgt nur schlecht den ehemals königlich-preussischen Kasernenhohn. An einer Leine hält er so etwas Technisches wie einen Hund, der aber ohne Maulkorb ist.

„Meine Herren, das Volksbegehren gegen die Verflourung unserer Kinder, gegen die Deportation deutscher Jungmänner ins feindliche Ausland. . .“, beginnt er und raffelt ein paar bekannte „Lokal-Angelegenheit“-Phrasen runter.

„Quatsch nich dämlich,“ unterbricht ihn einer.
„Nu halten Se aber die Lust an, Kämmchen,“ lacht ihn der zweite aus.



Montag, 21. Oktober.
Berlin.

- 16.08 Dr. Hans Bollmann: Sportschau.
- 16.30 1. Buch: Englische Seite G.-Moll. (Paul Eggert, Flögel.) 2. Paquallini: Sonate A-Dur (Otto Urack, Cello, und Th. Mackeben, Flügel). 3. a) Weber: Perpetuum mobile; b) Schubert-Liszt: Erlkönig (Prof. Paul Eggert).
- 4. Hindemith: Sonate op. 11 Nr. 3 (O. Urack und Th. Mackeben).
- 17.30 Hermann Kesten liest eigene Dichtungen.
- 18.00 Unterhaltungsmusik.
- 19.15 Dipl.-Ing. zur Nedden: Die Welt-Kraft-Kooperation.
- 19.35 Prof. Dr. Julius von Farkas: Die deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen.
- 20.00 Aus dem Konzerthaus Stuttgart: Orchesterkonzert.
- 22.30 Funk-Fanzonierbericht.
- Ausschließend bis 0.30 Tatarmusik. Während der Pause Bildfunk.

Königsweusterhausen.

- 16.00 Englisch.
- 17.00 Arno Nadel. (Einleitung: Felix Stössinger, Resitation: Erna Feld).
- 18.00 Dr. M. H. Boshart: Volk, Staat und Nation.
- 18.30 Englisch für Anfänger.
- 18.55 Prof. Dr. Eckstein: Düngeunterricht.
- 19.20 Min.-Rat Putera: Technischer Lehrgang.
- 20.00 Lieder von R. Schumann, Brahms, Wolf. (Marg. Roll, Sopran. Am Flügel: Erna Klein).
- 20.30 Unterhaltungsmusik.
- 21.00 Gassenstrolche. Mitwirkende: Helene Walzel, Hermann Valentia, Kapelle Gebrüder Steiner.

„Herr, davon verstehen Sie nicht,“ sagt der kleine jüdisch aussehende Schneider. „Sind Sie lieber Ihrem Käser nen Maulkorb um wegen de Hundesperre. Außerdem: Was is denn dei für ne utlige Mischung?“

Die Augen des Herrn blitzen aus jeder Pupille hundertprozentiges Potsdam.

„Mischung zwischen einem Hornochsen und einem Juden!“ jährt er aus seinen Zähnen und will wütend gehen.

Der Schneider ballt schon die Faust, aber im letzten Moment steckt er sie doch wieder in die Tasche und antwortet mit ausgefuchter Höflichkeit:

„So, na denn sind wir ja beide mit der Töle verwandt.“ Axel Arheus.

Zuschüsse für Kinderreiche.

In Frankreich gibt es neuerdings auch Unterstützungskassen für kinderreiche Familien, die im kommenden Jahr noch weiter ausgebaut werden sollen. Die Kassen gewähren durchschnittlich folgende Zuschüsse im Monat: An eine Familie mit zwei Kindern 67 Franken, mit drei Kindern 116 Franken, mit vier Kindern 182 Franken, mit fünf Kindern 225 Franken, und mit sechs Kindern 328 Franken. Insgesamt wurden im vorigen Jahr 292 Millionen Franken an derartigen Zuschüssen gezahlt.

Wer hat die Dampfkraft entdeckt?

Der erste Entdecker der Dampfkraft war Salomon de Caus. Er kam eines Tages zu dem allmächtigen französischen Minister, dem Kardinal Richelieu, und erzählte ihm an Hand von einwandfreien Dokumenten, wie er das Geheimnis gefunden habe, mit siedendem Wasser die schwersten Lasten zu bewegen. Aber der Kardinal wollte von der Erfindung nichts wissen und ließ de Caus gehen, indem er ihn seiner Umgebung gegenüber als Berrückten hinstellte. Als der Erfinder es nach einiger Zeit wagte, wieder vorzusprechen, ließ Richelieu ihn ohne weiteres nach Bicêtre ins Irrenhaus bringen, wo er bald danach starb.

Erziehung zum Untertan.

In einer windgeschützten Ecke des riesigen Hotelbaues sitzt jahaus, jahrein, bei Wind und Wetter, Mutter Schäfer. Seit langer Zeit erstehet ich meine Zeitungen bei ihr, immer um dieselbe Zeit, so um acht Uhr herum. Und jeden Abend fertigt Mutter Schäfer vor mir einen Kiptap gekleideten Herrn, dessen Backhaube sich manchmal bei schlechtem Wetter in den Regenschirmen widerpiegelt, in einem so höflichen und untergebenen Ton ab, daß ich neulich einmal fragte: „Wohl n sehr feiner Herr, was?“ Ein Jude geht über Mutter Schäfers verwitwetes Gesicht: „Feiner Mann? Det wech is nich! Ich hab man bloß Angst um mein Geld! Bei mir laßt a an-schreiben!“ Bege.

Gegen die Sittlichkeitschnüffelei.

Die neuen Strafbestimmungen über unzüchtige Schriften und Abbildungen.

In der letzten Sitzung beschäftigte sich der Strafgesetzausschuss mit den Bestimmungen des § 300 des Strafgesetzbuchs, der sich gegen unzüchtige Schriften und Abbildungen richtet.

Mit Gefängnis bis zu zwei Jahren soll derjenige bestraft werden, der eine unzüchtige Schrift, Abbildung oder andere Darstellung feilhält, verkauft, verteilt oder sonst verbreitet oder sie zur Verbreitung herstellt, sich verschafft, vorrätig hält, ankündigt oder anpreist oder wer sie an einem allgemein zugänglichen Orte ausstellt, anschlägt oder vorführt.

Ebenso soll bestraft werden, wer eine Schriftabbildung oder andere Darstellung, die unzüchtig oder doch geeignet ist, das Geschlechtsgefühl der Jugend zu überreizen oder irre zu leiten, einer Person unter 16 Jahren gegen Entgelt anbietet, überläßt oder vorführt.

Dieselbe Strafe soll eine Person über 21 Jahre treffen, die eine solche Schriftabbildung oder andere Darstellung einer Person unter 16 Jahren in der Absicht anbietet, überläßt oder vorführt, ihr Geschlechtsgefühl zu überreizen oder irrezuleiten.

Abg. Straßmann (Dnat.) begründete einen deutschnationalen Antrag, der den § 300 wesentlich erweitern will.

Abg. Schetter (Z) trat ebenfalls für eine Erweiterung des § 300 ein. Von der Haltung des Ausschusses in dieser Frage werde die Haltung des Zentrums zum ganzen Gesetz wesentlich abhängen.

Abg. Landsberg

begründete einen sozialdemokratischen Antrag, der dadurch eine Einengung des § 300 erzielen will, daß nur derjenige strafbar sei, der in der Absicht, einen geschlechtlichen Reiz hervorzurufen, unzüchtige Schriften und Abbildungen ausstellt, anschlägt oder vorführt. Die sozialdemokratische Fraktion sei nicht für die völlige Streichung jeder Bestimmung gegen unzüchtige Schriften. So wie der Schmutz von der Strafe entfernt werden müsse, so müßten auch unzüchtige Schriften verhindert werden. Aber nach den Erfahrungen mit der Auslegung solcher Vorschriften durch die Behörden müsse man bei der Umschreibung der Vollmacht, die der Gesetzgeber den Behörden gibt, vorsichtig sein.

Wissenschaft und Kunst muß gegen jede Verfolgung geschützt werden.

Es dürften aber in Deutschland nicht amerikanische Zustände Platz greifen, wo ein Lehrer schon deshalb verfolgt worden sei, weil er die Entwicklungslehre vorgetragen habe. Auch die Schnüffelei auf dem Gebiete der Kunst müsse aufhören. Wenn als unzüchtig schon alles das angesehen werde, was geeignet sei, das Schamgefühl zu verletzen, so sei der Künstler, der geschlechtliche Dinge mit noch so großem Ernst behandle, immer in Gefahr, in ein Strafverfahren verwickelt zu werden. Gegen Künstler, die sich durchgelehrt hätten, gehe man nicht vor, aber junge Künstler würden gar zu leicht verfolgt.

Die Bemühungen um die Bestrafung von Künstlern seien sehr geeignet, unsere Zeit lächerlich zu machen.

Das Reichsgericht operiere mit dem Begriff des normalen Menschen und des normalen Schamgefühls. Dieser Begriff verlege da, wo es

sich um die Grenzfälle zwischen ernster künstlerischer Behandlung und Unzucht handle; denn einen normalen Menschen gäbe es nicht, was der Richter so nenne, sei er selbst, da er sich natürlich für den normalen Menschen halte. Mit dem sozialdemokratischen Antrag werde der wirkliche Schmutz getroffen, Wissenschaft und Kunst aber geschützt, da man einem ernstem Gelehrten oder Künstler niemals werde die Absicht unterstellen können, einen geschlechtlichen Reiz hervorzurufen.

Bei Schaffung seines Wertes wolle nicht jeder Gelehrte oder Künstler Geld erwerben. Marg habe für sein großes Werk „Kapital“ nicht so viel erhalten, als die Streichhölzer gekostet hätten, die er während seiner Arbeit zum Anzünden seiner Zigarren gebraucht habe. Gewiß wolle ein Künstler durch den Verkauf seines Bildes auch Geld erwerben, aber beim Schaffen stehe er unter dem Zwang, so und nicht anders molen und dichten zu müssen. Zu einem deutschen nationalen Antrag auf Bestrafung von Mitteltungen aus nicht öffentlichen Gerichtsverhandlungen bemerkte der Redner, daß auch die sozialdemokratische Fraktion die Ausschlagung mancher Projekte in der Presse bedauere. Man könne aber nicht bei jedem Mißstand gleich ein neues Gesetz machen. Der Ehrenrat der Journalisten sollte einschreiten, wenn nur des Gelderwerbs willen schlüpfrige Dinge in die Presse gebracht werden.

Bei dem ganzen Kampf gegen Schund und Schmutz habe man doch schließlich, wie jetzt erwiesen sei, mit Kanonen nach Späßen geschossen.

Denn auf Grund des zur Bekämpfung von Schund und Schmutz erlassenen Gesetzes seien bis zum 31. Mai 1929 nur ganze 63 Schriften in die Schund- und Schmutzlisten aufgenommen worden. Der sozialdemokratische Antrag zeige den Weg, auf dem wirklicher Schund und Schmutz bekämpft werden könne, ohne Kunst und Wissenschaft zu gefährden.

Abg. Maslowski (Komm.) sprach sich gegen alle Anträge aus und verlangte die Streichung des § 300.

Ministerialdirektor Schäfer wies darauf hin, daß zwei entgegenge setzte Auffassungen bei § 300 aufeinanderstoßen und daß der Gesetzgeber die richtige Mitte finden müsse. Es sei nicht so wichtig, wie dieser Paragraph formuliert werde, als wie er durch die Gerichte und Verwaltungsbehörden ausgelegt werde. Die wirklich unzüchtigen Schriften müßten nachdrücklich bekämpft werden, eine Schädigung von Kunst und Wissenschaft dürfe nicht eintreten. In den Grenzfällen der Kunst sollte der Staatsanwalt lieber seine Hand von der Verfolgung lassen, da ein Prozeß oft mehr Schaden als Nutzen anrichte. Der Schutz von Wissenschaft und Kunst sei besser als durch bestimmte Formulierungen durch praktische Maßnahmen der Verwaltungsbehörden zu sichern. So habe man die besten Erfahrungen mit Kunstausstellungen gemacht, die die Staatsanwaltschaft vor Einleitung eines Verfahrens zu hören habe. Auch habe es sich als richtig erwiesen, daß nicht die Staatsanwaltschaft irgendeines Ortes einschreite, an dem eine Schrift verbreitet werde, sondern in erster Linie die Staatsanwaltschaft des Entscheidungsortes.

Abg. Hanemann (Dnat.) trat für eine Erweiterung des § 300 ein.

Wodann wurde die Beratung auf den 29. Oktober verlagert.

Am 17. November fort mit ihnen!

„Am 17. November fort mit ihnen!“ schreibt der deutsch-nationale „Total-Anzeiger“ in der Lebenschrift eines Artikels, der zeigen will, wie in Berlin das Handwerk (sagt das Blatt) „vom roten Stadtrégiment systematisch zerstört wird“. Im Verwaltungsbezirk Neutölln seien in der Baudeputation die für den Schulbau am Dammweg nötigen Maurerarbeiten an die Bauhütte vergeben worden, obwohl diese dafür mehr als andere Bewerber forderte. Die bürgerlichen Mitglieder der Baudeputation hätten protestiert gegen die Art, in der „die Gelder der Steuerzahler verwendet werden“, aber sie seien von Sozialdemokraten und Kommunisten überstimmt worden. Ebenso seien auch Mauerarbeiten an die Mauerhütte, ungeachtet ihrer Mehrforderung, vergeben worden.

Was soll der Kärm? Die Entscheidung darüber, wem bei einem Wettbewerb der Zuschlag gegeben werden muß, hängt nicht nur von der Höhe des geforderten Preises ab. Kein vernünftiger Mensch wird ermarken, daß unbedingt der Mindestfordernde den Auftrag erhält. Mitentscheidend ist die Frage, ob ein minderfordernder Bewerber auch hinreichende Gewähr bietet, daß er Gutes leisten kann und leisten wird. Wenn zu fürchten ist, daß der geringere Preis durch eine vielleicht noch sehr viel geringere Leistung weitgemacht werden soll, dann ist es Pflicht, sich für den Mehrfordernden zu entscheiden. Nicht erst seit Aufriehung des „roten Stadtrégiments“ kommt das vor, nein, das erlebte man auch schon in den Zeiten bürgerlicher Herrschaft über die Stadtverwaltung, lange vor der Revolution. Das ist weiter nichts als ein Grundsatz einer ordentlichen Wirtschaft. Jede Hausfrau könnte den „Total-Anzeiger“ belehren, daß sie auf dem Markt oder im Laden nicht unbedingt das „Billigste“ kauft, sondern — wenn sie kann — lieber etwas mehr ausgibt und dafür bessere Ware heimträgt. Wenn aber die Stadtverwaltung bei Vergabe von Arbeiten pflichtgemäß nach demselben Grundsatz verfährt, dann schreibt der deutsch-nationale „Total-Anzeiger“ über „rotes Stadtrégiment“ und „Verfälschung“.

Am 17. November wird die große Masse der Wählerschaft Berlins auf dieses Geschrei die Antwort geben und durch Stimabgabe für die Sozialdemokratie ihr Einverständnis mit der sozialdemokratischen Kommunalpolitik bekunden. Am 17. November fort mit denen, die sich der von der Sozialdemokratie Berlins begangenen und erfolgreich vorwärtsgetriebenen Aufbaubarbeit entgegenstellen! Am 17. November jede Stimme für die Kandidatenlisten der Sozialdemokratie!

Wer trägt das Betriebsrisiko?

Die Musterarbeitsordnung der Textilbarone.

Im Betriebe der Norddeutschen Kammgarnspinnerei A.-G. in Langensalza entstand am 11. September 1928 ein Motordefekt. Ein Teil der Belegschaft wurde deshalb nach Hause geschickt und kamte erst am 14. September die Arbeit wieder aufnehmen. Die betreffenden Arbeiter forderten die Bezahlung der entgangenen Arbeitsstunden.

Die Firma weigerte sich zu zahlen, indem sie sich auf einen Paragraphen 11 ihrer vielumstrittenen Musterarbeitsordnung für die Textilindustrie berief, wonach nur wirklich geleistete Arbeit bezahlt wird.

Das Landesarbeitsgericht Erfurt kam am 11. April 1929 zu der folowonischen Entscheidung: Die Beklagte wird verurteilt, den Klägern die Hälfte des Lohnes für die drei Arbeitstage zu zahlen.

Da die Firma überhaupt nichts zahlen wollte, legte sie samt dem Verband der Textilindustriellen Revision ein und verlangte die Abweisung der Klage. Sie machte u. a. geltend, daß sie an dem Arbeitsausfall keine Schuld trage. Es sei ihr ein weit größerer Schaden entstanden als wie den Klägern. Auch hier bezog sie sich auf die Musterarbeitsordnung.

Das Reichsarbeitsgericht verwarf die Revision den Erfolg. Die nicht unerheblichen Kosten des Rechtsstreits werden der Beklagten auferlegt.

Das Gericht habe die Frage des Betriebsrisikos geprüft. Es läge hier weder ein Verschulden der Beklagten noch der Kläger vor. Besteren könne aber nicht zugemutet werden, den Schaden für das unfeilwillige Aussehen zu tragen. Das Landesarbeitsgericht habe entschieden, daß zu beiden Teilen der Schaden zu tragen sei.

Der Entscheidung der Vorsinstanz habe sich das Reichsarbeitsgericht vollinhaltlich angeschlossen.

Fürsorge gegen Geschlechtskrankheiten.

Erfahrungen aus zweijähriger Gesetzespraxis.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der deutsche Zweig der internationalen Abholikontischen Föderation, hat von jeder die Abschaffung der Reglementierung in den Mittelpunkt seiner Wirksamkeit gestellt. Die Gesellschaft ist daher besonders berufen und daran interessiert, die Auswirkung des Gesetzes vom Oktober 1927 zu beobachten und zu beurteilen. Professor Vincus tat dies in einer am Dienstag stattgehabten Versammlung zunächst vom medizinischen Standpunkt aus. Er sagte gleich eingangs seiner Ausführungen, daß es natürlich ganz falsch ist, von der zweijährigen Wirksamkeit des Gesetzes einen Rückgang der Geschlechtskrankheiten zu erwarten, das könnte erst nach vielen Jahren möglich sein. Zunächst tritt eine bedeutende Zunahme der zur ärztlichen Kenntnis und Behandlung gelangenden Geschlechtskrankheit ein. Er betonte immer wieder, daß das neue Gesetz dem Arzte die Handhaben böie, die er sich immer schon gewünscht hätte. Es liegt in der Natur der Geschlechtskrankheiten, daß nach einem recht unangenehmen, schmerzhaften Anfangsstadium ein beschwerdefreies latentes (verborgenes) Stadium folgt; das erstere führt die Patienten dem Arzte zu, das letztere veranlaßt die reichsärztl. unter ihnen, der Behandlung fernzubleiben und sogar, mit oder ohne die Einbildung gesund zu sein, ihre Krankheit weiter zu verbreiten.

Dann kommen die Nachmittel der Gesundheitsbehörde Arzt und Patient zugute. Guorrhoe, die so gut wie unheilbar ist, macht dauernde Ueberwachung des Kranken nötig. Nicht eine lebensferne Morat bringt uns weiter, sondern Einstellung auf die medizinischen Notwendigkeiten der Wirklichkeit.

Als zweiter Redner sprach Schwester Ruth Hoffmann-Altona vom fürsorgerischen Gesichtspunkt aus. Trozdem der neue Weg der Aufklärung und menschlich-verständnisvolle Beeinflussung viel schwerer ist, wollen die Fürsorgerinnen keine Rückkehr zur Sittenpolizei und ihrer einseitigen Härte gegen die Frau. Die Kranken brauchen nicht nur medizinische, sondern auch wirtschaftliche und sittlich-seelische Hilfe, darum sollte ihre Betreuung, nach Ansicht der Rednerin, durch das Pflegeamt und nicht durch die Gesundheitsbehörde geschehen. Oftmals gelingt es nur der Fürsorgerin, aus

einer Geschlechtskranken den Namen des Mannes herauszubringen, der sie infiziert hat, den sie aber immer noch liebt, während die Männer in dieser Hinsicht weit weniger Hemmungen haben. Bei Aufhebung des Bordellwesens in Altona gelang es, etwa

ein Drittel ihrer Insassinnen einem geordneten Arbeitsleben zuzuführen.

in welchem sie sich bewährten. Bekannt ist das ungeheuerliche Kammergerichtsurteil, wonach freigewordene Häuser, die von der Stadt Altona für Wohnzwecke hergerichtet worden waren, den Wirten wieder zurückgegeben werden mußten, da sie „gewerblichen Zwecken“ dienten, also beschlagnahmefrei waren. Das Reichsgericht bestätigte dieses Urteil mit der Begründung, daß die Häuser nicht nach außen hin als „bordellartige Betriebe“ kennlich gemacht seien. Die aggressive Krankenerfassung ist in Altona so gut ausgebildet, daß neben den etwa 300 sich freiwillig beim Gesundheits- oder Pflegeamt meldenden Kranken, weitere 300 Kranke durch Aufendienst der Fürsorgerinnen erfaßt wurden. Die Rednerin erhoffte von der weiteren Auswirkung des Gesetzes Abnahme der Krankheit und Abnahme der Prostitution.

In der Debatte teilte eine Berliner Ärztin mit, daß die Prostituierten primär kleine Büchlein führten, in die sie sich von Privatärzten regelmäßig hineinsteampeln ließen: „Keine Gonorrhoe“. Prof. Vincus antwortete ihr, daß man bei einem einwandfreien Befund die Arznei nicht belangen könnte, da sie ja den Mädchen nicht beschleunigen, daß sie gesund seien, was nach einmaliger Untersuchung kein gewissenhafter Arzt tun könnte. Man dürfe sich durch dieses fragwürdige Attest nicht täuschen lassen, da es gegen Ansteckung nicht die geringste Gewähr bietet.



DAS HAUS das JEDEN ANZIEHT

„im wahren Sinne preiswert“

HERREN-ANZÜGE

Dunkelgrauer melierter Cheviot mit moderner Musterung, zweireihig M. 57.-

Kräftiger Cheviot in dunklem graubraunen Farbton, dezent gestreift M. 69.-

Dunkelbrauner glatter Cheviot mit feiner Musterung „ „ „ „ „ Mark 75.-

Dunkelgrauer Cheviot mit modernem betontem Karo, Strapazier-Qualität 82.-

Dunkler blaugrauer Melton, dezente Streifen-Musterung „ „ „ „ „ Mark 97.-

Dunkelbraunes Kammgarn mit elegantem Karo, ein- und zweireihig 116.-

Dunkles blaugraues Kammgarn mit dezenten gleichfarbigen Streifen M. 116.-

Dunkelblaues Kammgarn mit Streifen, vollschwere Qualität „ M. 128.-

Leineweber

Berlin C Köllnischer Fischmarkt